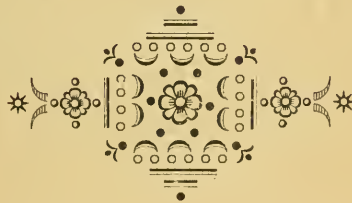


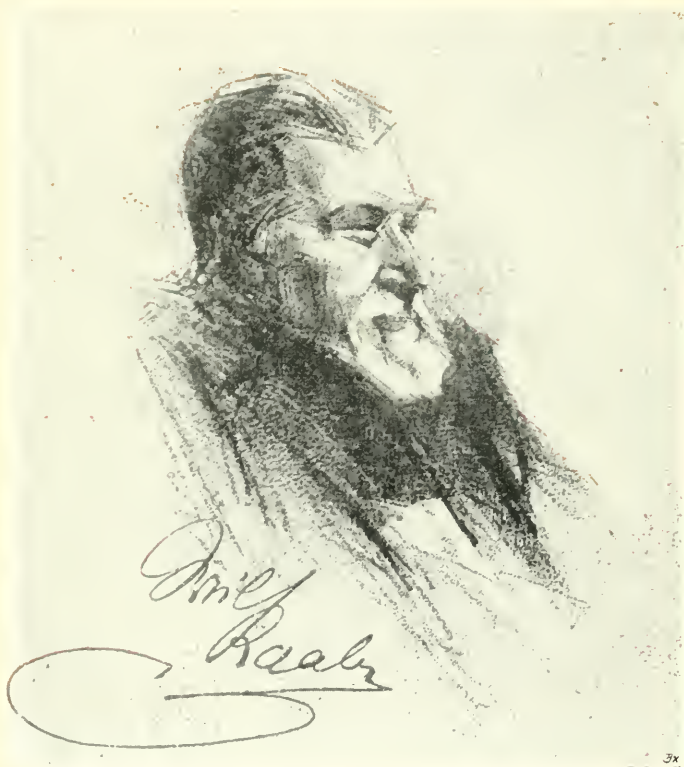


Wilhelm
Raabe-Kalender
1914



Berlin 1913
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung





Nach der Steinzeichnung von Gustav Lehmann

Wilhelm
Raabe = Kalender
1914

Herausgegeben von
Otto Elster
und Hanns Martin Elster





349876
26. 4. 38.

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1913



Druck von
Voetschel & Co.
Leipzig



PT
2451
Z5A58
1914



Inhaltsverzeichnis

Text

	Seite
Kalendarium mit zwölf Sprüchen aus Raabes Tagebüchern :: ::	7
Ein Schulaufsatz von Wilhelm Raabe, mit Geleitwort von Wilhelm Brandes :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	33
Ein Brief Wilhelm Raabes an den Verlag des Kalenders :: :: ::	37
Die Freiheitskriege in den Werken Wilh. Raabes von Otto Elster	38
Zum Abschied Wilhelm Raabes von Stuttgart (Juli 1870)	
1. Trennung von J. G. Fischer :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	54
2. Gedicht von Heinrich Rustige :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	54
3. Gedicht von Friedrich Notter :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	55
4. Gedicht von F. E. Schubert :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	57
5. Gedicht von Georg Scherer :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	58
Abwarten! Spruch aus „Horacker“ S. 77 :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	63
Ästhetisches zu Raabes Lyrik von Franz Hahne :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	64
Zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre. Spruch aus den „Akten des Vogelsangs :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	72
Die „verlorenen Mädchen“ bei Wilhelm Raabe von Josef Bafz ::	74
Aus Wilhelm Raabes Dichterwerkstatt. Des Reiches Krone von Wilhelm Fehse :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	97
Dem Dichter von Abu Telfan von Margarete Schütz :: :: :: ::	114
Wilhelm Raabe als Jungbrunnen von Kurt Arnold Findeisen ::	115
Zukunftsmusik, ein Raabe-Impromptu von Victor Blüthgen :: ::	120
Wilhelm Raabe und die Philister von Heinrich Goebel :: :: ::	121
Drei Wilhelm Raabe-Gedichte von Kurt Arnold Findeisen	
1. An den Dichter :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	138
2. Seine Gestalten vor der Himmelstür :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	139
3. Ein Brief aus dem Jenseits :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	140
Erinnerungen an Wilhelm Raabe, zum Teil aus früher Zeit von Adolf Glaser :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	143
Die Unterströmung von Hanus Martin Elster :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	149
Der Sieg. Spruch aus Abu Telfan S. 283 :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	155
Zu unsern Bildern und Beiträgen :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	157







Bilder



	Seite
Wilhelm Raabe, Zeichnung von Gustav Lehmann :: :: :: :: :: ::	2
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	32
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	36
Der Hildesheimer Raabebrunnen von Ernst Müller :: :: :: :: :: ::	51
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	53
Das Grab Wilhelm Raabes in Braunschweig :: :: :: :: :: :: ::	73
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	113
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	119
Raabe 1865, Photographie :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	137
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	148
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::	159





K a l e n d a r i u m

mit zwölf Sprüchen

aus

Wilhelm Raabe's Tagebüchern

* * *





Den Narren gehört der Tag, die Nacht den Weisen, da sie gottlob
nicht mehr zu wirken nötig haben, weil sie das Ihrige abgetan haben.

* * *

Notizen für Gedenktage



Januar

1 Donnerstag	Neujahr Abel Senoch	Neujahr Odilo Genoveva
2 Freitag		
3 Sonnabend		
4 Sonntag	nach Neujahr Simeon	nach Neujahr Eduard
5 Montag	Erich, Christi	Heil. 3 Könige
6 Dienstag	Widukind	Reinold
7 Mittwoch	Ceverinus	Gudula
8 Donnerstag	Kathar. Zell	Julian
9 Freitag	Paulus Einsf.	Paulus Einsf.
10 Sonnabend		
11 Sonntag	1. n. Epiphan. Ephraïm	1. n. Epiphan. Ernst, Art.
12 Montag	Silarius	Silarius
13 Dienstag	Felix, Pr. z. Nola	Felix
14 Mittwoch	Job. v. Laszi	Maurus
15 Donnerstag	G. Epalatin	Marcellus
16 Freitag	Antonius	Antonius
17 Sonnabend		
18 Sonntag	2. n. Epiphan. Babyls	2. n. Epiphan. Marius
19 Montag	Sebastianus	Fabian, Seb.
20 Dienstag	Agnes	Agnes
21 Mittwoch	Vicentius	Vincent
22 Donnerstag	Jesaias	Emerentia
23 Freitag	Timotheus	Timotheus
24 Sonnabend		
25 Sonntag	3. n. Epiphan. Polycarpus	3. n. Epiphan. Polycarpus
26 Montag	Chrysostomus	Job. Chryf.
27 Dienstag	Karl d. Große	Karl d. Gr.
28 Mittwoch	Sam. u. Hanna	Sam. u. Hanna
29 Donnerstag	Bathilde	Idelgunde
30 Freitag	J. M. Meyfart	Ludo
31 Sonnabend		

Schneemonat



Der Mann, der heute, d. h. in diesem Augenblick Genie ist, ist im nächsten
Talent und wieder im nächsten Dummkopf. Der Mann von Talent ist aber
Talent, und der Dummkopf ist ein Dummkopf.

* * *

Notizen für Gedenktage



Februar

1 Sonntag	4. n. Epiphan. Maria Keinig.	4. n. Epiphan. Lichtmess
2 Montag	Anscharius	Blasius
3 Dienstag	Kabanus	Veronika
4 Mittwoch	Spener	Agatha
5 Donnerstag	Amandus	Dorothea
6 Freitag	G. Wagner	Rembertus
7 Sonnabend		
8 Sonntag	Septuagesimä	Septuagesimä
9 Montag	Joh. Hooper	Apollonia
10 Dienstag	F. L. Detinger	Scholastika
11 Mittwoch	Ph. v. Mornay	Desiderius
12 Donnerstag	Joh. Grey	Eulalia
13 Freitag	G. F. Schwarz	Bisl., Ven.
14 Sonnabend	Gr. v. Quersfurt	Valentinus
15 Sonntag	Sexagesimä	Sexagesimä
16 Montag	M. Jesubas	Juliane
17 Dienstag	P. Hamiltou	Benignus
18 Mittwoch	Simeon	Simeon
19 Donnerstag	Mesrob	Leontius
20 Freitag	Eadobh	Eucherius
21 Sonnabend	Meinrad	Zel. B. Ei.
22 Sonntag	Estomihi	Estomihi
23 Montag	Ziegenbald	Cerenus
24 Dienstag	Fastn. Matth. Ap.	Fastnacht
25 Mittwoch	Aschermittwoch	Aschermittwoch
26 Donnerstag	Ruderkus	Neslor
27 Freitag	M. Buzer	Justus, Leand.
28 Sonnabend	J. v. M. Kor.	Romanus

Hornung



Die Bücher sind die besten, die der Verfasser selber nicht zum zweiten Male
„machen kann“, über die er sich selber wundert.

* * *

Notizen für Gedenktage



März

1 Sonntag	Invocavit J. Wesley	Invocavit Simplicius
2 Montag	Barthilde	Kunigunde
3 Dienstag	G. Calixtus	Quatember
4 Mittwoch	Zb. v. Aquino	Friedrich
5 Donnerstag	Fridolin	Perpetua
6 Freitag	Perpetua	Zb. v. Aquino
7 Sonnabend		
8 Sonntag	Reminiscere Epyllus	Reminiscere Franziska
9 Montag	40 Märtyrer	40 Märtyrer
10 Dienstag	Ulfob	Kosina St.
11 Mittwoch	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.
12 Donnerstag	Erhammer	Ernst
13 Freitag	Matilde	Matilde
14 Sonnabend		
15 Sonntag	Deuli	Deuli
16 Montag	Heribert	Heribert
17 Dienstag	Patricius	Gertrud
18 Mittwoch	Alexander	Misfasten
19 Donnerstag	Maria u. M.	Joseph
20 Freitag	Am. v. Siena	Joachim
21 Sonnabend	Benediktus	Benediktus
22 Sonntag	Lätare	Lätare
23 Montag	Wolfg. z. Anhalt	Dito
24 Dienstag	Florentinus	Gabriel
25 Mittwoch	Maria Verkünd.	Nar. Verk.
26 Donnerstag	Ernst d. Jr.	Ludgerus
27 Freitag	Kupertus	Kupert
28 Sonnabend	Joh. v. Goch	Sel., Suntr.
29 Sonntag	Judica	Judica
30 Montag	Vindgar	Quirinus
31 Dienstag	Philipp d. Grofsm.	Balbina

Lenz monat



Das wahre Kunstwerk ist seiner selbst wegen da, nicht dessen, der vor ihm steht, sitzt oder liegend auf dem Sofa ihm beizukommen sucht. Was geht den Lear, den Macbeth, den Hamlet das an, was ihr über ihn denkt, schreibt oder drucken laßt? Jetzt zeigt mir das neue Werk, dem das letztere einerlei ist.

. * * *

Notizen für Gedenktage



April

1 Mittwoch	Fritigal	Hugo
2 Donnerstag	Theodofia	F. v. Paula
3 Freitag	S. Tersteegen	Fest d. 7 G. M.
4 Sonnabend	Ambrosius	Zfidorus
5 Sonntag	Palmsonntag	Palmsonntag
6 Montag	Albrecht Dürer	Sirtus Cölestin
7 Dienstag	D. Peterfen	Hermann
8 Mittwoch	Mrt. Chemniß	Dionysius
9 Donnerstag	Gr. Donnerstag	Gr. Donnerstag
10 Freitag	Karfreitag	Karfreitag
11 Sonnabend	Leo d. Gr.	Leo d. Gr.
12 Sonntag	Heil. Ofterfest	Heil. Ofterfest
13 Montag	Oftermontag	Oftermontag
14 Dienstag	Joh. Eccart	Liburtius
15 Mittwoch	Simon Dach	Dympiades
16 Donnerstag	Peter Waldus	Drogo
17 Freitag	Mappalitus	Rudolf
18 Sonnabend	Luther j. W.	Eleutherius
19 Sonntag	Quasimodogen.	Quasimodogen.
20 Montag	Bugenhagen	Viktor
21 Dienstag	Anselm. v. Cant	Anselm
22 Mittwoch	Origenes	Coter u. Cajus
23 Donnerstag	Adalbert	Georg
24 Freitag	Wilfried	Albert
25 Sonnabend	Markus	Markus Ev.
26 Sonntag	Miferic. Dom.	Miferic. Dom.
27 Montag	D. Latelin	Anastafius
28 Dienstag	F. Mylonius	Vitalis
29 Mittwoch	Fr. Wilh. d. Gr.	Petrus M.
30 Donnerstag	S. Katigt.	Kath. v. Siena

Ostermonat



Man sieht einem großen befruchtenden, wenn auch wildem Weltereignis zu wie einem Gewitter mit nachfolgendem Landregen. Man trinkt mit dem Erdboden. Und es ist ein Behagen in der Unbehaglichkeit, die man persönlich von wegen der Nässe auszusiehen hat.

* * *

Notizen für Gedenktage



Mai

1 Freitag	Philippus	Phil. u. Jakob
2 Sonnabend	Athanasius	Athanasius
3 Sonntag	Jubilate	Jub. Kreuz-Erh.
4 Montag	Florianus	Monika
5 Dienstag	Friedrich d. W.	Pius V.
6 Mittwoch	J. v. Damask.	Joh. v. d. Pf.
7 Donnerstag	Otto d. Gr.	Stanislaus
8 Freitag	Stanislaus	Mich. Ersch.
9 Sonnabend	Gr. v. Nazianz	Gr. v. Nazianz
10 Sonntag	Cantate	Cantate
11 Montag	Joh. Kreutz	Mamertus
12 Dienstag	Melet d. Gr.	Pankratius
13 Mittwoch	Servatius	Servatius
14 Donnerstag	Pachomius	Christian
15 Freitag	Moses	Cephia
16 Sonnabend	5 März. v. L.	Joh. v. Nep.
17 Sonntag	Nogate	Nogate
18 Montag	Achzig M. M.	1. Bittag
19 Dienstag	Alkuinus	2. Bittag
20 Mittwoch	Gotfr. Arnold	3. Bittag
21 Donnerstag	Himmelfahrt	Himmelf. Ehr.
22 Freitag	Konstantin	Julia
23 Sonnabend	Cavonata	Desiderius
24 Sonntag	Graudi	Graudi
25 Montag	A. Lucella	Urban
26 Dienstag	Beda d. Ehrw.	Ph. Neri
27 Mittwoch	Joh. Calvin	Luciana
28 Donnerstag	Joh. Eliot	Wilhelm
29 Freitag	Jeisberger	Maximus
30 Sonnabend	Hieronymus	Felix
31 Sonntag	5. Pfingstfest	5. Pfingstfest

Wonnemonat



Die Menschen sind nur allzuhäufig imstande, wenn das Lebendige unter
den Toten erschien, das erstere für das Gespenst zu halten.

* * *



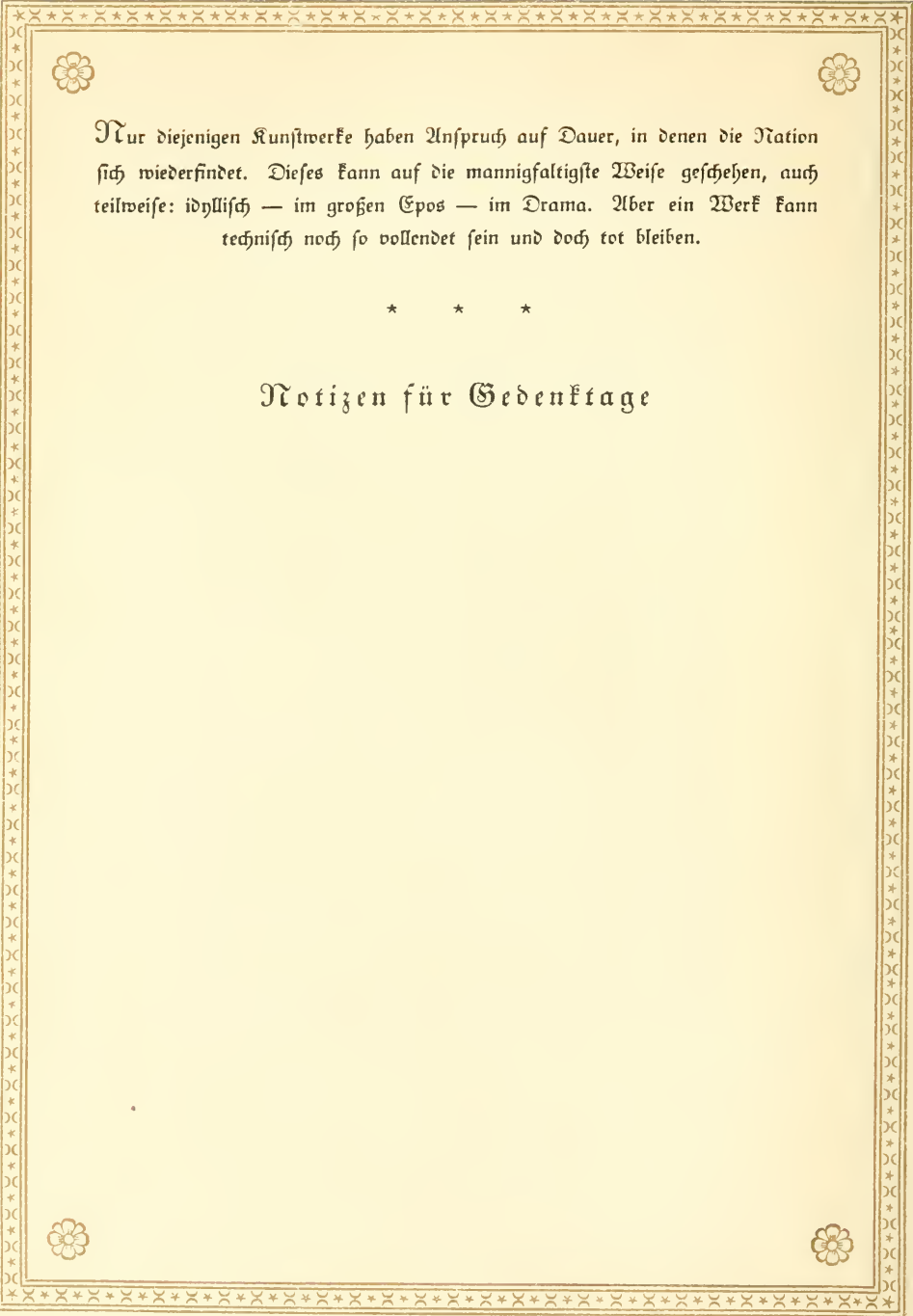
Notizen für Gedenktage



Juni

1 Montag	Pfingstmontag Potbinus	Pfingstmontag Erasmus
2 Dienstag	Gottschalk	Quatember
3 Mittwoch	Quirinus	Florian
4 Donnerstag	Bonifacius	Bonifacius
5 Freitag	Norbert	Norbertus
6 Sonnabend		
7 Sonntag	Trinitatis	Dreifaltigkeit
8 Montag	A. S. Francke	Medardus
9 Dienstag	Columba	Fel. u. Fr.
10 Mittwoch	Friedr. Barb.	Maurinus
11 Donnerstag	Barnabas	Fronleichnam
12 Freitag	Kenata	Basildes
13 Sonnabend	J. le Fevre	Ant. v. Padua
14 Sonntag	1. n. Trinitatis	2. n. Pfingsten
15 Montag	Wilberforce	Vitus
16 Dienstag	Joh. Täufer	Benno
17 Mittwoch	Dioskorus	Adolf
18 Donnerstag	Pamphilus	Markus
19 Freitag	Paphnutius	Herz-Jesu-Fest
20 Sonnabend	Mart. i. Prag	Cilverius
21 Sonntag	2. n. Trinitatis	3. n. Pfingsten
22 Montag	Gottschalk	Albinus
23 Dienstag	S. Arnold	Wairam
24 Mittwoch	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer
25 Donnerstag	Augs. Konf.	Elogius
26 Freitag	Jeremias	Pelagius
27 Sonnabend	J. B. Andrea	7 Schläfer
28 Sonntag	3. n. Trinitatis	4. n. Pfingsten
29 Montag	Peter u. Paul	Peter u. Paul
30 Dienstag	Raymund	Pauli Ged.

Brachmonat



Nur diejenigen Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet. Dieses kann auf die mannigfaltigste Weise geschehen, auch teilweise: idyllisch — im großen Epos — im Drama. Aber ein Werk kann technisch noch so vollendet sein und doch tot bleiben.

* * *

Notizen für Gedenktage



Juli

1 Mittwoch	Does u. Esch Maria Heimf.	Dom., Theob. Maria Heimf.
2 Donnerstag	Otto Bisch. v. G.	Hyazinth
3 Freitag	Ulrich	Ulrich
4 Sonnabend		
5 Sonntag	4. n. Trinitatis	5. n. Pfingsten
6 Montag	Johann Hus	Jesaias
7 Dienstag	Willibald	Willibald
8 Mittwoch	Kilian	Kilian
9 Donnerstag	Epbräm. d. Cyr.	Agiloph
10 Freitag	Knud d. Gr.	7 Brüder
11 Sonnabend	Placidus	Pius
12 Sonntag	5. n. Trinitatis	6. n. Pfingsten
13 Montag	Eugenius	Margarete
14 Dienstag	Bonaventura	Bonaventura
15 Mittwoch	Answer	Apostel Paul.
16 Donnerstag	Anna Askew	M. v. Berge
17 Freitag	Speratus	Aegidius
18 Sonnabend	Arnulf	Arnulf, Jr.
19 Sonntag	6. n. Trinitatis	Scapulierfest
20 Montag	Elias	Elias
21 Dienstag	Eberh. i. Bart	Daniel
22 Mittwoch	Maria Magdal.	Maria Magdal.
23 Donnerstag	G. v. Homelle	Apollinaris
24 Freitag	Jos. Eccard	Christine
25 Sonnabend	Jakobus d. Alt.	Jakobus
26 Sonntag	7. n. Trinitatis	8. n. Pfingsten
27 Montag	Palmarius	Pantaleon
28 Dienstag	Joh. Seb. Bach	Innocenz
29 Mittwoch	Dlaus d. Heil.	Martha
30 Donnerstag	Joh. Wessel	Abdon
31 Freitag	J. C. Schade	Ign. Loyola

August



Dem ungebildeten Menschen erscheint alles als Einzelheit, dem gebildeten
alles im Zusammenhange. Es gibt da aber allerlei Nuancen.

* * *

Notizen für Gedenktage



August

1 Sonnabend	Makkabäer	Petri Kettenf.
2 Sonntag	8. n. Trinitatis	9. n. Pfingsten
3 Montag	Witb. Trop	Stephan Erf.
4 Dienstag	Leonh. Käfer	Dominitus
5 Mittwoch	Er. Calzb.	Mar. Schnee
6 Donnerstag	Verkl. Christi	Verkl. Christi
7 Freitag	Nonna	Gottschalk
8 Sonnabend	Hormisdas	Gyriakus
9 Sonntag	9. n. Trinitatis	10. n. Pfingsten
10 Montag	Laurentius	Laurentius
11 Dienstag	Er. v. Utrecht	Hermann
12 Mittwoch	Anselmus	Clara
13 Donnerstag	Zinzendorf	Hippolytis
14 Freitag	J. Guthrie	Eusebius
15 Sonnabend	Maria	Mar. Himmelf.
16 Sonntag	10. n. Trinitatis	11. n. Pfingsten
17 Montag	Joh. Gerhard	Cybylla
18 Dienstag	Jovinianus	Helena
19 Mittwoch	Gerh. Brovt	Cebald
20 Donnerstag	B. v. Clairvaux	Bernhard
21 Freitag	Brüdermission	Anastafius
22 Sonnabend	Symphorian	Timotheus
23 Sonntag	11. n. Trinitatis	12. n. Pfingsten
24 Montag	Bartholomäus	Bartholomäus
25 Dienstag	Ludwig d. Heil.	Ludwig
26 Mittwoch	Ilpbila	Sam., Jeph.
27 Donnerstag	J. Grotius	Joseph Calaf.
28 Freitag	Augustinus	Augustinus
29 Sonnabend	Joh. d. L. Enth.	Joh. Enth.
30 Sonntag	12. n. Trinitatis	Eguzengel.
31 Montag	Aidan	Paulin, Kaim.

Erntemonat



Man kommt nicht in die Welt, um „sich auszusehen“, sondern um „vorlieb
zu nehmen“

* * *

Notizen für Gedenktage



September

1 Dienstag	Hanna	Negidus
2 Mittwoch	Mamas	Raphael
3 Donnerstag	Hildegard	Mansuetus
4 Freitag	Ida	Nesafia
5 Sonnabend	S. Mollio	Herulan
6 Sonntag	13. n. Trinitatis	14. n. Pfingsten
7 Montag	L. Spengler	Regina
8 Dienstag	Corbinian	Maria Geburt
9 Mittwoch	L. Paschali	Andomar
10 Donnerstag	P. Speratus	Nikolaus v. L.
11 Freitag	S. Brenz	Protus
12 Sonnabend	Peloquin	Winand
13 Sonntag	14. n. Trinitatis	Maria Namensf.
14 Montag	Cyprianus	Erhöhung
15 Dienstag	Argula	Ludmilla
16 Mittwoch	Euphemia	Quatember
17 Donnerstag	Lambert	Lambertus
18 Freitag	Titus	Richard
19 Sonnabend	Spangenberg	Mitleta
20 Sonntag	15. n. Trinitatis	16. n. Pfingsten
21 Montag	Matthäus, Ev.	Matthäus, Ev.
22 Dienstag	Mauritius	Moris
23 Mittwoch	Joadym v. St.	Thela
24 Donnerstag	Mrg. v. Grumb.	Joh. Empf.
25 Freitag	Mugsb. Friede	Aleophas
26 Sonnabend	Lioba	Cyprianus
27 Sonntag	16. n. Trinitatis	17. n. Pfingsten
28 Montag	Wenzeslaus	Wenzeslaus
29 Dienstag	Michaelis	Michaelis
30 Mittwoch	Hieronymus	Hieronymus

Herbstmonat



Ruhm ist: mitgedacht werden, wenn an ein ganzes Volk gedacht wird.

* * *

Notizen für Gedenktage



Oktober

1 Donnerstag	Nemigius Ehr. Schmid	Nemigius Leodegar Ewald
2 Freitag	Die Ewalde	
3 Sonnabend		
4 Sonntag	17. n. Trinitatis	Nosentr. Fest
5 Montag	Silarion	Placidus
6 Dienstag	S. Albert	Bruno
7 Mittwoch	Ebeod. Beza	Cergius
8 Donnerstag	D. Feisberger	Brigitta
9 Freitag	H. Großbead	Dionysius
10 Sonnabend	Just. Jonas	Gercon
11 Sonntag	18. n. Trinitatis	19. n. Pfingsten
12 Montag	S. Bullinger	Maximilian
13 Dienstag	Elisabeth Frey	Silmann
14 Mittwoch	Nic. Ridley	Salixtus
15 Donnerstag	Aurelia	Theresa
16 Freitag	Gallus	Gallus
17 Sonnabend	Auff. d. E. v. N.	Florentin
18 Sonntag	19. n. Tr. Lukas	20. n. Pfingsten
19 Montag	Bruno	S. P. v. A.
20 Dienstag	Lambertus	Wendelin
21 Mittwoch	Phil. Hilofai	Ursula
22 Donnerstag	Edwig	Rordula
23 Freitag	S. Mertyn	Ceverin
24 Sonnabend	Arcthas	Evergislus
25 Sonntag	20. n. Trinitatis	21. n. Pfingsten
26 Montag	Fr. III. v. d. P.	Amundus
27 Dienstag	Graveron	Cabina
28 Mittwoch	Simon, Juda	Simon, Judas
29 Donnerstag	Alfred d. Gr.	Narcissus
30 Freitag	Jacob Sturm	Theonest
31 Sonnabend	Wolfgang	Wolfgang

Weinmonat



Die ewige Illusion, daß das Leben noch vor einem liege! Das Leben liegt
immer hinter einem.

* * *

Notizen für Gedenktage



November

1 Sonntag	21. n. Trinitatis Viktorinus	Aller Heiligen Aller Seelen Hubertus
2 Montag	Pirmin	E. Borromäus
3 Dienstag	J. A. Bengel	Zacharias
4 Mittwoch	Hans Egede	Leonhard
5 Donnerstag	Gustav Adolf	Engelbert
6 Freitag	Willibrod	
7 Sonnabend		
8 Sonntag	22. n. Trinitatis Staupis	23. n. Pfingsten Theodorus
9 Montag	Martin Luther	Martin P.
10 Dienstag	Martin, Bischof	Martin B.
11 Mittwoch	Atadius	Kunibert
12 Donnerstag	P. M. Vermili	Stanislaus
13 Freitag	Nothar	Levinus, Jul.
14 Sonnabend		
15 Sonntag	23. n. Trinitatis Kreuziger	24. n. Pfingsten Edmund
16 Montag	Bernward	Gertrud
17 Dienstag	Greg. d. Erl.	Maginus
18 Mittwoch	Elisabeth	Elisabeth
19 Donnerstag	J. Williams	Simplicius
20 Freitag	Columbanus	Maria Dpfer
21 Sonnabend		
22 Sonntag	24. n. Trinitatis Klemens	25. n. Pfingsten Klemens
23 Montag	Johann Knop	J. v. Kreuz
24 Dienstag	Katharina	Katharina
25 Mittwoch	Konrad	Konrad
26 Donnerstag	M. Blaarer	Bilhidis
27 Freitag	M. Kouffel	Günther
28 Sonnabend		
29 Sonntag	1. Advent Andreas	1. Advent Andreas
30 Montag		

Windmonat



Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel, welcher einem auch nicht gratis
aufgedrückt wird!

* * *

Notizen für Gedenktage



Dezember

1 Dienstag	Eligius Kupsbroef	Eligius
2 Mittwoch	Gerb. Groot	Bibiana
3 Donnerstag	G. v. Zütphen	Franz Xaver
4 Freitag	Crispina	Barbara
5 Sonnabend		Crispine
6 Sonntag	2. Advent	2. Advent
7 Montag	P. F. Hiller	Ambrosius
8 Dienstag	M. Kinkart	Maria Empf.
9 Mittwoch	Berthold	Leofadia
10 Donnerstag	Paul Eber	Judith
11 Freitag	H. v. Zütphen	Damasus
12 Sonnabend	Birelin	Epimachus
13 Sonntag	3. Advent	3. Advent
14 Montag	Dioskorus	Nitafius
15 Dienstag	Christiana	Eusebius
16 Mittwoch	Adelheid	Quatember
17 Donnerstag	Sturm	Lazarus
18 Freitag	Scedendorf	Wunibald
19 Sonnabend	Clem. v. M.	Nemesius
20 Sonntag	4. Advent	4. Advent
21 Montag	Thomas Ap.	Thomas Ap.
22 Dienstag	Hugo M'Kail	Gr. v. Spol.
23 Mittwoch	A. du Bourg	Dagobert
24 Donnerstag	Adam, Eva	Adam, Eva
25 Freitag	Weihnachtstag	Christtag
26 Sonnabend	2. Weihnachtstag	Stephan
27 Sonntag	n. Weihnachten	n. Weihnachten
28 Montag	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.
29 Dienstag	Gr. v. Württ.	Thomas v. L.
30 Mittwoch	David	David
31 Donnerstag	Eylvester	Eylvester

Christmonat



Ein Schulaufsatz

Von Wilhelm Raabe

Der Aufsatz steht in einem Schulhefte des Tertianers Wilhelm Raabe aus dem Jahre 1847 und darunter von kalligraphischer Lehrerhand die Zensur: „Dieser Aufsatz ist mit dem allgrößten Fleiße gearbeitet und berechtigt bei fortgesetzter Anstrengung zu den schönsten Hoffnungen für den Verfasser.“ Der Dichter hat sich seiner deutschen Schulleistungen und ihrer Beurteilung immer gern erinnert (vgl. H. A. Krüger, Der junge Raabe, S. 30) und ohne Zweifel in den kritischen Jahren seines inneren Werdens gerade daraus mit den Mut geschöpft, sich dem Schriftstellerberufe zuzuwenden; spielt er doch noch im „Hungerpastor“ (Kap. 26), da wo der Kandidat Unwirrsch mit seinem ersten zuversichtlichen Anlaufe zur Schriftstellerei scheidet, im Nachgefühl eigener einstiger Autorennöte darauf an: „Am 20. Oktober zerriß er den ersten Bogen des Manuskripts und fand sich in einer Stimmung, welche nicht ‚zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft‘ berechtigte.“

In der Tat ist die kleine Bilderreihe aus dem Tier- und Kinderleben für einen Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen jener Zeit, die noch nicht die Entwicklung durch Kunst und Kultur verfrühte, ein sehr achtbares Probe- und Musterstück originaler Begabung, und zahlreiche Eigentümlichkeiten seines späteren dichterischen Schaffens meldeten sich darin: realistische Naturbeobachtung der Kleintwelt, gemütvoll empfunden und poetisch beseelt, mehr als ein Schmäcklein Humor vom Schneemann bis zum Storch und zur Hauskatze, ein Hauch Sentimentalität, selbst eine Ahnung Weltleid. Wer die Bücher seiner Frühzeit daraufhin ansieht, wird manche Szene in der „Chronik“, in den „Kindern von Finckenrode“, in „Nach dem großen Kriege“ finden, die an diese offenbar con amore geschriebene Schülerarbeit erinnert. Freilich die handfeste Schlußmoral wird wohl von Schulwegen vorgeschrieben oder angewöhnt sein; der echte Raabe wenigstens freut sich schon sieben Jahr später „Chronik der Sperlingsgasse“ am 10. Januar), „wieder einmal ein Märchen geendet zu haben, wie ein echtes Märchen enden muß; nämlich ohne Schluß und ohne Moral.“ —

Über die andern ebenfalls sehr charakteristischen Stücke des Aufsatzheftes wird in der Septemberrnummer (1913, 3) der „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ berichtet werden. Wilhelm Brandes.

Die Schwalben und die Sperlinge.

Am äußersten Ende des Dorfes steht ein kleines Haus, gemüthlich unter hohen Linden versteckt. Es ist Herbst und das Strohdach wird von den bunten Blättern,

die der Wind von den Zweigen reißt, ganz überschüttet. Unter dem Dache aber hat ein Schwalbenpaar seine Wohnung befestigt, rund und wohlgebaut hängt sie da, als sei sie aus der Mauer hervorgewachsen.

Aber es wird hier jetzt so kalt, allgemach haben sich die kleinen bunten Käfer und Schmetterlinge zurückgezogen und es wird den armen Schwalben schwer, ihre Nahrung zu finden. Schon sammeln sich auf hohen Kirchtürmen und Schlössern die geflügelten Schaaren, um dies jetzt so unwirthbar werdende Land zu verlassen und nach wärmeren Ländern zu fliegen; nach Africa, wo die Pyramiden aus dem Sande ragen, wo der Beduine auf seinem schnellen Rosse die Wüste durchjagt und das schwerbeladene Kameel im Trabe durch die wehenden Sandstürme zieht; nach Guinea, wo die Wilden in den Gummiväldern den Kriegestanz halten und die Schwarzen ihre Brüder an die blanken Menschen verkaufen.

Auch unser Schwalbenpaar schließt sich den Genossen an: Jetzt erhebt sich die gefiederte Schaar und davon schießen die kleinen Segler hoch durch die Lüfte. Fort über die große Königsstadt und die Dörfer und Flecken; fort über das große, herrliche Meer mit den tausend Schiffen, hin nach den leuchtenden, funkelnden Tropenländern. —

Aber hier im deutschen Vaterlande wird es kalt und kälter, schon stehen die Bäume ganz entblättert und der erste Schnee fällt, während die Bäche und Teiche sich mit einer Eisedecke überziehen.

Die zurückgebliebenen Sperlinge frieren und suchen vor den Scheunen, aus denen das taftmäßige Geräusch des Dreschens tönt, die hervorspringenden Körnchen zu erhaschen.

Es wird immer kälter! Der große Schneemann vor dem Hause des Schulzen hat es nie so behaglich als jetzt gefunden, denn das müßt ihr wissen, für einen Schneemann ist nichts angenehmer als eine Kälte, wo selbst die wilden Buben sich nicht aus der Stube wagen, sondern dem Großvater, der hinter'm Ofen sitzend vom alten Fritz und vom Franzosenkaiser erzählt, aufmerksam zuhören.

In den Nestern draußen aber sitzen die Sperlinge, stecken den Kopf unter die Flügel und kriechen dicht aneinander. Nur ein Junger, der den Sommer durchschwärmt und nicht für den Winter gesorgt hat, besitzt jetzt kein Obdach und fliegt draußen jammernd, piepend in der Kälte hin und her.

Da erblickt er das leere Schwalbennest — — — husch ist er hinein und dahin ist alle seine Bekümmerniß und Noth. Ach, wie warm ist es hier, wie behaglich liegt es sich auf den weichen Federn und wie fest sind die Wände! Der draußen heulende und die ellenlangen Eiszapfen abbrechende Wind bemüht sich vergeblich einzudringen und der Sperling betrachtet das Nest als sein Eigenthum, und wirthschaftet, vor Kälte und Nässe geborgen, den ganzen Winter darin herum.

Aber da kommt der Frühling, die Sonne scheint allmählich immer wärmer, der Schnee schmilzt und auch der grimmige Schneemann zerfließt, gleich einem Poltron, der anfangs mit Feuer und Schwert droht, aber wenn man ihm ernstlich entgegentritt, die Flucht ergreift, in Wasser, und an der Stelle, wo das Ungeheüm stand, bleibt ein Sumpf stehen.

Die Wiesen werden grün, die Bäume belauben sich und der Landmann fängt an, seinen Acker zu bestellen.

Da kehren die Schwalben, die auch durch jene paradiesischen Gegenden nicht abgehalten werden konnten, in ihr ärmeres, aber doch liebes Vaterland zurück. Sie zwitschern: „Wir bauten unser Nest neben den Pirolen und Paradiesvögeln unter den hohen Palmen, wir singen den Laternenträger und die tausend wohlschmeckenden Käfer, wir streiften im Fluge das klare Wasser des Senegal und hielten Zwiegespräche mit den duftenden Aloen und den schlanken Lianen; aber sie konnten uns unsere Heimath nicht vergessen machen. Wir kehren zurück, zurück zu unsern alten Wohnungen.“

Auch das Schwalbenpaar unter dem Strohdache weg, sucht sein Nest auf, aber wie erstaunt es, als es aus dem jetzt baufälligen Baue den unberufenen Insassen den kleinen, platten Kopf mit den funkelnden Augen hervorstrecken sieht und fragen hört, was sie wollten.

„Unser Nest,“ antwortet das Männchen der Schwalben, „unser Nest, das du ohne unsere Erlaubniß eingenommen hast.“

„Euer Nest?“ fragt dagegen Junker Spatz mit frecher Stirne. „Euer Nest. Dies Nest habe ich vor fünf Jahren erbaut (er war erst zwei Jahre alt), und ihr habt nichts darin zu suchen. Macht nur, daß ihr fortkommt,“ und damit zog er seinen Kopf aus der Nestthür zurück. — —

Da steht nun das arme Schwalbenpaar und weiß nicht, was es anfangen soll; endlich aber fällt ihm ein, den Storch, der eben aus Aegypten zurückgekommen war und dort die alten Hieroglyphen an den Sphinxen und Obelisken studiert hatte, um Rath zu fragen. Dieser nimmt eine gravitatische Stellung an, zieht das eine Bein in die Höhe und kraht sich damit am Kopfe, an der Stelle wo das Ohr sitzen könnte und sagt: Ja, dieses Jahr weiß ich keinen Rat, aber nächsten Herbst, wenn ich wieder nach Aegypten gehe, will ich nachforschen, ob an irgend einem alten Steine etwas darüber aufgezeichnet ist. Wollt ihr bis dahin warten?“

Ohne Antwort fliegen die Schwalben davon und lassen die gravitatische Weisheit auf dem Dache stehen, die aber steckt den Kopf unter die Flügel, um — zu schlafen.

Da sieht die Hauskatze aus der Bodenluke hervor, maut und sagt: „Muuurt ne ein! Muuurt ne ein“. Dies leuchtet den Schwalben ein, davon schießen sie und bald sieht man sie auf den Gassen auf und ab hüpfen, in dem sie Erde, Stroh und Steine sammeln und sich weder durch die Flügeln und Armbrüste der Ruaben,

noch durch das Gebell der Hunde stören lassen. Jetzt haben sie genug gesammelt und nun tragen sie ihre Beute dem Neste zu.

Das sonst so stille Nest unter dem Strohdache erschallt auf einmal von wüthendem Geschrei, Flügelschlagen und Zwitschern. Die Schwalben fliegen hin und wieder, kleben einen Dreckklumpen nach dem andern in den Eingang und treiben den sich wüthend wehrenden Sperling in das Innere zurück. Bald ist das ganze Loch zugestrichelt und kein Lichtstrahl, kein Lufthauch dringt herein, aber dennoch wühlt, kragt, piept und rumort es inwendig noch eine ganze Zeit lang, bis endlich das Geräusch allmählich erstirbt und zuletzt ganz aufhört. Der Spatz erstickt und stirbt als ein Opfer seiner Unverschämtheit. Endlich öffnen die Schwalben die Thür des Nests wieder, werfen den Entseelten heraus und nehmen nun ihr Eigenthum wieder in Besitz. Der Sperling aber liegt unten im Garten unter einem eben knospenden Rosenstocke. Da kommen die Kinder aus dem Hause. Siehe, da liegt ein niedlicher Vogel, sagt das Eine, er ist todt, kommt laßt uns ihn begraben. Und sie tun den Vogel in eine hübsche Schachtel, graben ihm ein Grab unter dem Rosenstocke und senken ihn da hinein. Hier liegt er nun, während auf dem Apfelbaum, hoch über ihm, sich seine Kameraden um eine Feder zanken, die ihm beim Falle aus dem Neste entfallen ist. Die Schwalben aber sehen trotz dem, daß es ihr Feind gewesen ist, wehmütig auf die schwarze Erde herab, unter welcher er nun liegt.

Der Vater der jungen Tauben aber, die sich oben auf dem Dache sonnen, sagt zu seinen Kleinen: „Seht da eine Bestätigung jenes alten Sprichworts: Unrecht Gut gedeiht nicht, jener Sperling giebt euch ein furchtbares Beispiel, das jeder Raub einmal seinen Rächer finden wird. Aber auch die Schwalben geben ein Beispiel, daß man durch Klugheit alles erringen kann und daß man nicht gleich verzweifeln muß, wenn auch das erste Mittel nicht gleich zum Zwecke führt.“



Ein Brief Wilhelm Raabes

an den Verlag dieses Kalenders

Braunschweig, 13. Juli 1910.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Vor allem herzlichen Dank für Ihren so freundlichen und ehrenvollen Brief! Leider haben Sie nicht bedacht, daß Sie ihn an einen alten, kranken, arbeitsmüden Mann schrieben. — In 8 Wochen trete ich in mein achtzigstes Lebensjahr, krank bin ich seit dem August 1909 und jetzt schon über ein Vierteljahr durch ein beschwerliches Leiden fest an die Stube gebannt. Da sieht es schlimm aus um eine neue Produktion, die doch einem großen Publikum, das niemals viel von mir hat wissen wollen, gefallen möchte! Ich habe eben kein Glück, weder in meinem Volk (außer den Vesten!) noch im Buchhandel gehabt. Zutwiefern ich selber daran schuld gewesen bin, weiß ich recht wohl! — Es ist ein Kampf ums Dasein gewesen vom dreiundzwanzigsten Lebensjahre an, — ein Kampf, der sich jetzt ins achtzigste hineinzieht. Die äußerlichen Ehren, die dem Greise immer mehr zuteil werden, tun es doch nicht allein. —

Ein redendes Beispiel für mein literarisches Schicksal ist mir ganz besonders der „Horacker“. Als ich das Manuskript vor 34 Jahren, Anno 1876, Ihrem Herrn Vater zusendete, bekam ich umgehend einen freudigen Brief: „Hunderttausende würden mit ihm ihre Freude an dem Buch haben“, — und das Resultat? es fiel tot und ist auch heute noch eine Leiche, obgleich es nach der Literaturgeschichte „zum eisernen Bestande“ der deutschen Humoristik gehören soll. — —

Die abgerissenen Fäden in „Alterhausen“ für Ihren Zweck wieder aneinander zu knüpfen, wird sich nicht machen lassen, es ist ein bitteres Ding, das ich in den Jahren 1899 und 1900 im Grunde für mich allein zu spinnen begonnen hatte. — —

Daß es dem jüngsten Sprößling gut geht, freut mich sehr: gestern feierte ich im Kreise meiner Kinder und Enkel den 75. Geburtstag meiner Frau. Da konnte man wieder einmal sehen, wie die Alten immer kleiner werden und die Jungen sich in die Höhe recken! —

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Haus und mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

Diesen Brief heben Sie auf; er kann im nächsten Jahre schon ein „literarisches Dokument“ geworden sein. —

Die Freiheitskriege in den Werken Wilh. Raabes

Von Otto Elster

In dem Artikel „Das Militärische bei Wilh. Raabe“ im vorigen Jahrgang des Kalenders habe ich schon darauf hingewiesen, daß in Raabes jüngeren Jahren die Erinnerung an die Freiheitskriege im deutschen Volke noch recht lebendig war. Das Andenken an die Schlacht bei Leipzig wurde — allerdings nicht allgemein — gefeiert, ebenso Waterloo, und diese Schlacht besonders in der engeren braunschweigischen Heimat des Dichters, deren Söhne solch ruhmreichen Anteil an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo genommen hatten; war doch in der ersteren Schlacht der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm — der „schwarze Herzog“ — von dem tödlichen Feindesblei getroffen, und lebte doch zur Jugendzeit des Dichters noch mancher Waffengefährte des Herzogs, noch mancher Augenzeuge der großen Zeit, wo Deutschland, ja ganz Europa fast, um seine Freiheit rang.

Es ist daher wohl natürlich, daß die Erinnerungen an jene Zeiten der Kämpfe und Siege auch in den Werken eines Dichters wiederklingen, der sein deutsches Volk mit solch inniger Liebe umschloß, der zum Motto seines letzten größeren Werkes den Ausspruch des Freiherrn vom Stein wählte:

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland“

und der in dem Einleitungsgedichte zu „Nach dem großen Kriege“ die prophetischen Worte sprechen konnte:

„Zur rechten Zeit wird kommen doch der Retter!

Zur rechten Zeit, und an dem rechten Orte!

Im Buch des Schicksals wenden sich die Blätter;

Verzweifelt nicht an Euch und Eurem Horte!

Die Rüstung nehmt: Es wird ein blutig Tagen,

Bald wird die Schlacht, die große Schlacht geschlagen!“

So treffen wir denn auch in verschiedenen Werken des Dichters — namentlich Werken der ersten Zeit — auf Erinnerungen an den „großen Krieg“. Dabei bemerken wir jedoch, daß uns Raabe in seinen Erzählungen, die von dem „großen Kriege“ handeln, niemals in diese Zeit selbst versetzt, sondern sie uns stets nur in den Erinnerungen und Erzählungen von solchen Personen vorführt, die jene Zeit mit erlebt und mit durchgekämpft haben, während es der Dichter doch sonst in seinen geschichtlichen Erzählungen liebt, uns mitten hinein in die Wirren, in die Kämpfe der Zeit zu versetzen; so in „Unseres Herrgotts Kanzlei“, in den kleineren Erzählungen „Junker von Denow“, „Die schwarze Galeere“, „Sankt Thomas“, „Der Marsch nach Hause“ und in seinen beiden größeren Werken „Das Odsfeld“ und

„Fasstenbeck“. Die Zeit- und Schlachtenschilderungen in diesen Werken sind so farbenreich, so packend und ergreifend, daß man fast bedauert, daß der Dichter uns nicht auch einmal in den großen Kampf um die Freiheit Deutschlands versetzt hat. Vielleicht lag ihm diese Zeit noch nicht fern genug, sie war noch nicht „historisch“ geworden, denn namentlich in der Jugend Raabes machten sich die Nachwirkungen des gewaltigen Kampfes im Leben des deutschen Volkes noch allzu sehr geltend, als daß diese Zeit schon als reines, glänzendes Bild vor die schaffende Seele des Dichters treten konnte. Die Hoffnungen waren noch nicht erfüllt, die sich an den Sieg des deutschen Volkes über Napoleonische Unterdrückung geknüpft hatten; der Napoleonischen Tyrannei war die Reaktion der „heiligen Allianz“ gefolgt; die Jünglinge und Männer, die 1813 für Einigkeit und Freiheit des deutschen Volkes geschwärmt, mußten ihre Begeisterung mit Festungshaft, Kerker und Verbannung aus dem Vaterlande büßen, die „große Schlacht“ war noch nicht geschlagen, die Deutschlands Einigkeit begründen sollte, noch flogen die Raben um den Kyffhäuser, in dem der deutsche Kaiser der Zukunft schlief, noch galt es, „zu bauen das Haus, das Vaterland“, zu dem der Dichter in seinem begeistertsten und begeisternden Liede das deutsche Volk aufrief:

„Ans Werk, ans Werk und laßt Euch nicht Ruh,
 Begraben, gehämmert zu und zu!
 Mit Händen hart, mit Händen weich
 Behau die Steine zum Bau für das Reich!
 Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
 Keine Rast, bis das Werk zustande gebracht —
 Ans Werk! Ans Werk!“

So mochte dem Dichter das historische Bild des großen Krieges noch zu viele Gegenwartsflecke zeigen, als daß er es sine ira et studio hätte wieder projizieren können, und ein Tendenzgemälde zu bieten, davor scheute wohl der echte Künstler in ihm zurück. Und deshalb schildert uns der Dichter den „großen Krieg“ nur in der Reflexion der in seinen Erzählungen auftretenden Personen. Aber in dieser Reflexion empfangen wir vermöge der Verschiedenartigkeit der Charaktere eine Menge von Einzelheiten, die zusammengehalten uns ein vollständiges Bild jener großen Zeit geben.

Da haben wir zunächst die stimmungsvolle Erzählung „Im Siegeskranze“, in dem die Großmutter, die Nachkommnin der französischen Refugiéfamilie, ihrer Enkelin von der Zeit vor und während des großen Krieges erzählt: „Damals hatte die Welthistorie das arme Deutschland im Schoße wie eine Kaffeemühle, und wir waren die Bohnen, davon durfte nicht die kleinste auspringen. Die Franzosen, welche deine Urgroßeltern und deine Urgroßmutter in unser Deutschland ausgetrieben hatten,

waren ihnen dann in hellen Haufen mit Roß und Wagen nachgedrungen, und wie sie in ihrem Reiche alles auf den Kopf gestellt hatten, so schüttelten sie nunmehr auch bei uns alles nach ihrer Art und Lust zusammen, und da ist es gewesen, wie wenn man einen alten Rock wendet und daraus zurecht schneidet, was das Zeug hergibt und wie es passen oder auch nicht passen will. Sie hatten ihr Königreich Westfalen aufgerichtet, und des Napoleons Bruder, der auch Napoleon hieß, aber Hieronymus dazu, war unser König; denn wir gehörten mit zu jenem Königreich Westfalen, wie das in jedem Geschichtsbuch zu lesen ist . . .“

Und weiter:

„Anno zwölf waren die Franzosen nach Rußland gegangen und hatten unsere Leute zu Haufen mitgeschleppt, daß sie ihnen die Stadt Moskau mit erobern helfen sollten. Ihre Heeresmacht war gleich einer Schlange, wie die Welt sie noch nie gesehen hatte, denn während der Kopf mit den giftigen Zähnen schon längst den Leib des Feindes gepackt hatte, ringelten sich die letzten Glieder ihres Leibes noch immer durch unser Land. Und als der Herr der Schlange den Kopf zertrat, da wand sich der zuckende Schweif noch über ein Jahr auf dem deutschen Boden in einem blutigen Knäuel, bis ihn der alte Blücher über die Schwelle gekehrt hat, wie es im Buche steht, oder noch besser, wie es auf den Gassen gesungen wird.“

„Da hat man bei Tag und bei Nacht gehorcht und zu jeder Stunde geglaubt, den Schall der Kanonen zu vernehmen, da hat man die Suppe stehen lassen und die Stühle zurückgestoßen und ist vor die Tür gestürzt, und es fuhr doch nur ein Wagen über die Brücke, oder der Zimmermann klopfte auf seinem Zimmerplatz, oder es war sonst dergleichen alltäglich gewohntes Geräusch . . .“

„Im März sind die Russen zum erstenmal in Hamburg eingerückt, und am zweiten April haben die Preußen bei Lüneburg einen Sieg gewonnen; sie ritten schnell, aber doch nicht schnell genug für die angefettete Ungeduld . . .“

In dieser Erzählung der einfachen alten Frau, die als Kind jene Zeit der Erhebung des deutschen Volkes mit erlebt hat, wird uns ein Bild jener Lage gegeben, wie es ergreifender in seiner lebenswahren Einfachheit nicht geboten werden kann. Und auf diesem Hintergrunde hebt sich das tragische Schicksal der beiden westfälischen Husarenleutnants Honold und Wilhelm Kupfermann ab, die in vaterländischer Begeisterung den Marwitzschen Reitern entgegenritten — eine Stunde zu früh — so daß sie von den nachsetzenden französischen Husaren eingeholt und gefangen wurden, um in Kassel standrechtlich erschossen zu werden. In ihr Leben und Sterben aber ist das Geschick der armen stolzen Ludowika verwebt, die über den Tod des Geliebten in Jersinn versällt.

Von packender Anschaulichkeit ist auch die Schilderung der Ankunft der Marwitzschen Reiter in der kleinen Stadt. Da heißt es: „Die Marwitzschen Rosaken,

welchen der Leutnant Kupfermann um eine Stunde zu früh entgegengeritten war, sind nun in vollem Rosseslauf gekommen und haben des Feindes gepanzerte Reiter vor sich her getrieben, daß wir sie nimmer wiedersehen. Aber des Herrn von der Marwitz Kosaken sind auch eigentlich keine Kosaken gewesen, sondern es waren viel wildere und tollere Leute, es waren unsere eigenen guten oder vielmehr sehr bösen Landesgenossen, die meisterlosen Brauseköpfe, welche in den Feind brachen, wie sie vordem in des Nachbarn Obstgarten oder Vorratskammer eingebrochen waren und auf die Franzosen schlugen, wie sie früher in den Gassen auf einander geschlagen hatten. Das waren die jungen Wildfänge, welche dem ersten besten Bauer den Gaul aus dem Stalle gerissen, die erste beste Bohnenstange zu einer Pike umgewandelt hatten und im Notfall ihrem eigenen Vater das Haus über dem Kopfe angezündet hätten, wenn sie dadurch eine welsche Streifschar austrüchern konnten. Mit Gejauchz und Hurra kamen sie um neun an und fuhren durch die Tore, gleich ihrem Namesgenossen weit vorgebeugt über die Pferde hängend. Es sind grimelige Rächer gewesen, und sie hatten ihren eigenen Weg, denn es war niemand da, ihnen die Zügel anzulegen, und eben weil sie aus ganz Deutschland zusammen geweht und geblasen waren, als ob jeder Ort einen gesendet habe, den anderen die rechten Lüren zu weisen.“

Eine prächtige Schilderung des Freischaren-Wesens in jener wilden großen Zeit, wenn sie auch, was die Reiter des Oberstleutnants von der Marwitz anbetrifft, von der historischen Wahrheit etwas abweicht. Marwitz befehligte 1813 eine Brigade der Neumärkischen Landwehrekavallerie, die allerdings tüchtig dreinzuschlagen verstand, wie die Landwehrschlacht bei Hagelberg (27. 8.) bewies, wo die Neumärkischen Reiter ein französisches Korps, das aus Magdeburg gegen Berlin marschierte, vollständig zusammenhieben, um dann am 28. 9. die Stadt Braunschweig zu über-rumpeln. Wild genug mögen es die Landwehrreiter, die, wie des Generals Czernitschefs Kosaken Kassel, Braunschweig und Wolfenbüttel überfielen, getrieben haben. Der Überfall Wolfenbüttels, der Heimatstadt Wilh. Raabes, durch die Marwitzschen Landwehrreiter mag dann wohl dem Dichter den Anlaß zu jener Schilderung gegeben haben.

Wie uns nun der Dichter durch den Mund der alten Frau die allgemeinen Zustände und die Stimmung bei Ausbruch des großen Krieges schildert, so führt er uns durch die Erzählungen vieler alter Kriegsveteranen mitten in den blutigen Wirrwarr des Kampfes hinein. Wer denkt da nicht an den wackeren alten Leutnant a. D. Rudolf Götz im „Hungerpastor“ und an seine prachtvolle, realistisch packende Schilderung eines großen Kavallerieangriffs? „Da ist die Kavallerie — Trab — Galopp — Ihr seht sie herankommen mit Gestampf und Gebrüll wie das Donnerwetter, — Feuer also! Es kracht Euch um die Ohren und es ist

Euch so konfus im Sinn, daß Ihr nicht einmal Prosit sagen könnt, wenn der Teufel niest. Aber Ihr steht fest, so schwarz es Euch vor den Augen werden mag — das ist das rechte Gedränge und Ihr stolpert über allerlei, was zappelt oder still liegt. Es quietscht und heult und ächzt Euch zwischen den Beinen; aber 's ist einerlei; Ihr steht so fest als möglich, wenn Ihr auch nichts dafür könnt. Zurück müssen die Hunde und tun's auch richtig. Durch den Pulverdampf seht Ihr nichts als Pferdeschwänze, und jeder macht, daß er hinkommt, woher er gekommen ist, und der Wind bläst den Qualm nach — ja Teufel, wo sind Eure Nebenmänner? Fremde Gesichter habt Ihr zur Seite, und eine fremde Hand reicht Euch die Flasche: Da sauf, Kamerad, auf die Arbeit! — Drei Schritte geht das Bataillon vor, daß die Toten und die Verwundeten aus der Reihe kommen. Die Kerle ringsum dampfen vor Schweiß, und da und dort träufelt einem das Blut aus der Nase oder sonst woher. Der Boden ist schlüpfrig und zerwühlt genug, und es ist ein Stank wie aus der Hölle; aber die guten Freunde sind fort und Ihr dürft Euch noch nicht einmal danach umgucken, denn Ruhe geben die Kanailen drüben am Walde noch lange nicht; die werden noch oft genug herankommen bis Sonnenuntergang, um ihr Abendbrot zu verdienen und den Namen Waterloo in die Weltgeschichte rein zu bringen.“ —

Wem bringt diese Schilderung nicht in voller Lebendigkeit die gewaltigen Angriffe der Kürassiere Kellermanns vor Augen, durch die Napoleon in der Schlacht von Waterloo den Widerstand der englisch-hannoverschen und braunschweigischen Bataillone vergeblich zu brechen suchte?

Der „Hungerpaster“ schildert uns aber auch noch in anderen Charakteren prächtiger alter Veteranen die große Zeit der Freiheitskriege am Stammtisch der „Neuntöter“ in der Gastwirtschaft zum „Grünen Baum“. Freilich, geleckte und geschniegelte Paradesoldaten sehen wir da nicht, sondern Männer, die der große Krieg gezeitigt mit all seinem blutigen Wirrwarr und seinem wilden Humor. Da ist der wackere Oberst von Bullau auf Gruzenow an der Ostsee, da ist der rotwangige, apoplektische Major von der Artillerie, der solch wunderbare Geschichten von einer feindlichen Kanonenkugel in der Schlacht bei Bar sur Aube zu erzählen weiß. Da ist der „Kamerad Schwappler“, der heute „rechts“, morgen „links“ ist; da ist der gar „fröhliche Neuntöter“, der in der Schlacht an der Ragbach einen Arm verloren hat, welcher dann zur Nahrung für die „vier Würmer des Bauern in Niederkrayn“ dienen mußte — ein starkes Stück, das dem armen Kandidaten Johannes Unwirsch wohl den Appetit verderben konnte.

Da haben wir aber auch den echten Sohn der wilden Zeit, den Bruder des alten Leutnants a. D., den Felix Götz, der mit den Reitern des Herrn von Colomb in den Krieg zog, in Paris ankam, um schließlich in dem Aufstand der Polen 1830

im Kampf für die Freiheit zu fallen. Ihm genügte es nicht, die Freiheit seines Volkes vom fremden Joch erkämpft zu haben; er kämpfte für die Freiheit aller Völker, selbst in Amerika. Er verstand unter Freiheit etwas anderes, als was der Wiener Kongreß und die heilige Allianz der Völker gaben, und an diesem Zwiespalt zwischen seinen kosmopolitischen Freiheitsideen und den realen Verhältnissen ging er zugrunde. Wie mancher der Jünglinge, die 1813 begeistert in den Kampf für Deutschlands Freiheit zogen, mag mit Felix Götz dessen Freiheitsideal geteilt haben, um nach dem Friedensschluß schmerzlich enttäuscht zu werden. Singt doch auch Wilh. Raabe in dem Einführungsgedicht zu der Erzählung „Nach dem großen Kriege“:

„Vom Vaterland hab' ich den Tag geträumt,
Eh' kam der Sturm, und als der Sturm gekommen; —
Und was getan ward, und was ward versäumt,
Was von den Tapfern, Treuen, Edlen, Frommen
Den Feigen, Falschen, Schlechten eingeräumt,
Das hat mir ganz die Seele eingenommen!
Versunken war ich ganz in Schmerz und Grimme,
Bis in dem Donner weckt' mich eine Stimme.“

Und hiermit sind wir zu dem Werk gelangt, daß der Dichter ganz dem Andenken des großen Krieges gewidmet hat, dessen romantische Begebenheiten sich auf dem Hintergrund der Freiheitskriege aufbauen. Doch auch hier sind es nicht die Ereignisse des Krieges selbst, die geschildert werden, aber in der Charakterisierung der auftretenden Personen entrollt sich uns das Bild des großen Krieges vollständig und in farbenreichem Lichte.

Da tritt uns zuerst der „lateinische Kollaborator“ in Sachsenhagen, Fritz Wolkenjäger, entgegen, der als freiwilliger Jäger mit in den Kampf zog, aber jetzt den Schnurrbart abgeschnitten und den Staub und Schweiß des Feldlagers abgespült hat; daß er tapfer mitgekämpft, beweist die Narbe auf der Stirn, die „nur noch von Zeit zu Zeit schmerzt, wenn's regnen will“. Die Zeit nach dem Kriege wird mit wenigen Worten trefflich geschildert:

„Die jungen Leute sind meistens alle draußen gewesen und haben den Kehraus in Deutschland und den Sturm durch Frankreich mitgemacht . . . Es gibt noch viel schwarzgekleidete bleiche Mütter und Bräute, doch auch viel, viel fröhliche spielende Kinder und selige Brautpaare. Die Sonne scheint, die Felder grünen und versprechen hundertfältige, köstliche Frucht — Gott segne ewig das Vaterland!“

Mit Fritz Wolkenjäger — ein treffend gewählter Name übrigens für den allen Idealen des Lebens nachstrebenden „lateinischen Kollaborator!“ — sind wir mitten in der Begeisterung der freiwilligen Jäger und des Lützowschen Freikorps.

Da taucht die rührende Gestalt des Sängers der „bezauberten Rose“ vor uns auf, Ernst Schulze, der als hannoverscher Freiwilliger an den Feldzug gegen Frankreich teilnahm und sich in den nassen Bivaksnächten den Todeskeim holte, dem er bereits 1817 erlag. Und noch andere teure Namen erscheinen.

„Wir haben doch eine stolze Zeit durchlebt,“ schreibt Friß Wolkenjäger. „Nun ist es wohl schön in einem heimlichen, lauschigen Winkel zu sitzen im Monat Mai, und unter Vögelgesang und Quellsgeräusch der Genossen der heißen Arbeit für das Vaterland in Wonne und Wehmut zu gedenken.

O Theodor Körner! O wackerer Friesen! O alle ihr Schläfer unter dem grünen Rasen, alle ihr Lebendigen mit den stolzen Narben und den frischschlagenden Herzen, seid begrüßt, begrüßt!

Keinen Becher wollen wir leeren, ohne der Genossen zu gedenken: Ad manes fratrum!

Keinen Becher wollen wir leeren, ohne dem Gewaltigen droben zu opfern: Jovi Liberatori!“

Aber nicht nur der Kampf in Deutschland wird uns in diesem Werk geschildert, sondern wir werden hinausgeführt in die weite Welt, nach England, nach Portugal und Spanien, wo der Freiheitskampf gegen die napoleonische Gewalt Herrschaft schon seit Jahren tobt und Spanier, Engländer und Deutsche gemeinsam die blutigen Schlachten schlagen. Von ihnen erzählt der Leutnant Wolfgang Bart von des Königs von England „deutscher Legion“, die hauptsächlich aus den Offizieren und Soldaten der früheren kurfürstlich hannoverschen Armee gebildet wurde, nachdem diese durch Schuld der hannoverschen Regierung einen solch schmachvollen Untergang hatte erdulden müssen. Wolfgang Bart, dem häusliches Unglück aus der Heimat unter die Soldaten geführt, ist mit nach England geflüchtet und hat es in der Legion zum Offizier gebracht; und nun sitzt er wieder an dem Schmiedefeuer des väterlichen Hauses und raucht aus der kurzen Pfeife mit dem Bildnis Wellingtons und erzählt von den blutigen Tagen der Schlacht bei Talavera de la Reyna: „Das war ein Vorgeschnack der Hölle! Vom Morgen bis zum Abend Getreidefeuer und Geschützfeuer fort und fort, — Getreidefelder, Bäume, Büsche in hellem Brande; in hellem Brande die Sonne, daß Säbelklingen und Scheiden, daß Flinten- und Pistolenläufe und -schlösser bei der Berührung Brandblasen an Euren Fingern hervorbringen! Und durch die brennenden Felder, Wälder und Büsche Kavallerie- und Infanterieangriffe — Franzosen, Spanier, Engländer, Deutsche ineinander verbissen — — da bedeckten sich die Bataillone der deutschen Legion und die englischen Garden mit ewigem Ruhm*). Wieder und wieder treiben sie den Feind mit dem

*) Der Verlust der Legion betrug 47 Offiziere, 1360 Mann, darunter 6 Offiziere, 184 Mann tot. Vergl. auch über die Schlacht „Geschichte der königlich deutschen Legion“ von Hauptmann Schwedtfeger, Band I. Seite 241 u. ff.

Bajonett zurück, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende macht. Die Schlacht ist entschieden. In der Dunkelheit ziehen sich die Franzosen über die Alberche zurück.“

Wie packend weiß der Dichter aber die Stimmung zu schildern, die die Herzen der Deutschen in diesem Kampfe beseelt! „Da ist der Lagerplatz der deutschen Legion, das Lager der Heimatlosen, der ‚elenden Mannen‘.

O hassend mögen die Engländer, grimmig hassend die Spanier und Portugiesen nach den französischen Feuern herüberblicken; der grimmigste, tödtlichste Haß kocht doch in den Herzen dieser Deutschen! — O schaut auf diese Männer — die Schar der Stolzen, Tapfern, Landfremden. Wehe, mit welchen Gefühlen schlagen sie hier auf der fremden Erde! In weiter, weiter Ferne stöhnt in Schmach und Schande, zertreten, verhöhnt, verspottet das Vaterland. Ihre Brüder wissen sie in den Reihen der Feinde: — wo diese Männer der Legion den Feind treffen wollen, mit dem Feinde treffen sie überall ihre Brüder. Schmach und Schande und siebenfältigen Fluch über jeden, der sich schuldig weiß, schuldig im geringsten an solchem Verderben, solchem Elend des Vaterlandes. Wohl schlagen an jedem Schlachttage auf der Weiwacht der deutschen Legion die Herzen am zornigsten . . . Im Lager der Franzosen kann man singen, — schnarchen im Lager von Alt-England — würfeln und Beten im Lager der Spanier; — tiefes Schweigen herrscht bei den Deutschen, nach den Sternen blicken die eisernen, finsternen Männer, die langsam schleichenden Stunden zählend: „Wann kommt der Morgen, der blutige Morgen der Rache?“ —

Doch — so fährt der Dichter fort — „Tröstet Euch, Ihr deutschen Männer, der Morgen kommt schon und mit ihm die große Schlacht. Jetzt die Schlacht bei Talavera de la Reyna, später die Leipziger Schlacht und einst, einst — die Schlacht auf dem Walsersfelde, wo der eine und ungeteilte Heerschild am blühenden Birnbaum hängt und ein Purpurmantel feil ist um einen Zwillichkittel und ein gutes Schwert . . .“

„Die Legion hat ihre Pflicht getan,“ so schließt der wackere Leutnant öh half pay die Erzählung seiner kriegerischen Abenteuer, „und weil es fern vom Vaterlande geschah, so soll das Vaterland darum doch nicht ihrer vergessen.“

„Das soll es nicht und wird es nicht!“ ruft Friß Wolkenjäger, der Freiwillige von 1813. „Hoch lebe in alle Ewigkeit die deutsche Legion!“

Als der Dichter diese Worte niederschrieb, da war die große Schlacht auf dem Walsersfelde in Frankreichs Gauen noch nicht geschlagen, da war das deutsche Reich noch nicht wieder erstanden — aber der Dichter sah im prophetischen Geiste die neue Zeit emporsteigen aus den blutigen Trümmern der alten Zeit, über die er doch nicht die tapferen Söhne Hannovers vergißt, die auch auf fremder Erde für Deutschlands Freiheit kämpften. Und die Ehre, die er der tapferen deutschen Legion zuerkennt, sie ist durch den deutschen Kaiser verwirklicht worden, als er den hannoverschen Regimentern

die ruhmreichen Traditionen der deutschen Legion übertrug. So werden ihre Taten nimmer vergessen werden.

Neben der deutschen Legion kämpfte aber auch die schwarze Schar des trotzigstolzen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig auf der spanischen Halbinsel und so lag es nahe, auch einen Vertreter dieser wackeren Schar einzufügen, die sich von Böhmen bis an den Strand der Nordsee durchschlug, um dann unter britischer Fahne in Spanien zu kämpfen. Otto Hennig, der Schmiedegefell aus der alten Stadt Braunschweig, „ist unter den schwarzen Jägern seines tapferen Herzogs Wilhelm ebenfalls mit in dem heiligen Krieg gewesen, bei Quatebras und Waterloo. Nun erzählt er, wie die echten Welfen so gern fielen auf dem Schlachtfelde“ . .

Hier tritt wieder die seltsame Abneigung Raabes gegen die hannoversche Linie des Welfenhauses zu Tage. Der braunschweigischen Linie läßt er alle Gerechtigkeit wiederfahren, die Mitglieder dieser Linie sind ihm allein „die echten Welfen“ — die hannoverschen Welfen auf dem englischen Königsthron kann er nicht leiden. Der Dichter war eben auch ein Kind seiner Zeit, die damals — in seiner Jugend — und auch später noch die hannoverschen Welfen mit ihrem ganz ungerechten Haß verfolgte. Jetzt hat sich das ja geändert, seit der jugendliche Sohn dieser Linie die Tochter des Deutschen Kaisers zur Gemahlin nahm. Ob auch der Dichter seine Antipathie einer Revision unterzogen hätte?

Doch zurück zu dem Herzog Friedrich Wilhelm, und zu dem Bericht Otto Hennigs, „wie er mit unter den Reitern gewesen, welche die stolze Leiche des wilden, schwarzen, treuen Herzogs heimgeführt haben in die alte Niedersachsenstadt Braunschweig, wo im Dom zu Sankt Blasius seit tausend Jahren fast die Männer ruhen, welche das Roß des Wittkind in Schild und Banner führen. — Über Antwerpen, Herzogenbusch, Grave, Cleve, Münster, Osnabrück und Hannover ritten wir in Trauer und Schmerz, die blanken Säbel in der Faust, vor und hinter dem Leichenwagen. Und in der Nacht des zweiundzwanzigsten Junius im vergangenen Jahre kamen wir um ein Uhr vor dem Pektitore an. Da war ein großes Menschengesummen in der Finsternis und alle Glocken von allen Türmen in der Stadt läuteten zur Trauer; über alle aber klagte die große Betglocke vom Dom. Da spannten nun die Bürger die Pferde von dem Leichenwagen und zogen ihn selbst in allertiefster Stille in das Tor und durch die Gassen bis vor das Schloß. Da hörte man keinen Laut außer dem Schluchzen von Männern und Weibern, und dem Hufschlug der Pferde und dem Klirren der Waffen. Es war das ganze Volk in den Straßen und die Nacht war ganz dunkel — kein Stern und kein Mond schien vom Himmel, und ein jeder, der dazu kommen konnte, hielt die Hand an den Sarg des Fürsten.“ —

Als dann von Gespenstern in der Gruft des Domes die Rede ist, da ruft der Leutnant on half pay: „Haltet das Maul! der Herzog Wilhelm von Braunschweig

war ein wackerer Held und Mann, was wird der sich mit Geistern und Gespenstern abgeben? Der hatte wahrhaftig keine Zeit dazu . . .“

So wird uns an der Hand lebendiger Erinnerungen von Zeitgenossen das Bild des großen Krieges in lebhaftem Farbenspiel geschildert und damit der tapfere Major von Schill, die Schlacht bei Leipzig und bei Ligny nicht fehlen, tritt der wackere Nachtwächter von Wanza an der Wipper, der frühere Sergeant Marten auf, dem hier erst nach Jahren die Kugel, die er bei Ligny erhielt, aus dem Körper geschnitten. Und der Schatten des tapferen Kandidaten Erdmann Dorsten entsteigt dem blutgedrängten Schlachtfeld vor dem Raststädter Thor von Leipzig.

„Die Herren wissen es ja selber und viel besser, als ich, wie es damals zugegangen ist,“ erzählt der brave Nachtwächter von Wanza. „Bei Tag und Nacht weiter — nicht aus den Kleidern — in Schweiß und Blut — vorwärts und rückwärts und wieder vorwärts durch den französischen Winterdeck, und Schnee und Regen bis zum erstenmal hinein in ihr Paris . . . keine Kugel, kein Kolben oder Reiterfäbel hat mir was angehabt. Das war mir erst für das sakramentische gluhe Nest Sankt Amand, was, wie Sie wissen, zu der großen Bataille bei Ligny gehörte, aufgespart. Da leg't mich hin zu den anderen in den Brand und Qualm . . .“

Wird in all den geschilderten Gestalten die heroisch-patriotische Seite des deutschen Volkes während des „großen Krieges“ uns vorgeführt, so sehen wir in dem französischen Obersten Otto von Rhoda und dem Rittmeister Grünhage vom 2. Westfälischen Kürassierregiment die weniger sympatische Seite der damaligen Deutschen, die als Glückssoldaten in die Dienste des fremden Eroberers traten. Freilich, es dienten damals unter den Fahnen Napoleons auch viele Deutsche gezwungen durch die Verhältnisse mit ingrinniger Trauer im Herzen, aber Otto von Rhoda und der Rittmeister Grünhage gehörten nicht zu diesen, sie empfanden die Schmach nicht, die Waffen gegen das eigene Vaterland zu führen. Am wenigsten verdient der Oberst Otto von Rhoda unsere Sympathie, der als ehrgeiziger Abenteuer-Soldat in die Dienste des Königs Jerome trat, um darin während all der blutigen Kämpfe in Spanien, Rußland und Deutschland bis zum Obersten zu avancieren. Schwerverwundet, krank und müde will er nach dem Sturz Napoleons nach Deutschland zurückkehren; vor dem Schloß Trautenstein, wo er im Jahre 1809 einen Schillschen Reiter ausspioniert und ihn dem Kriegsgericht überliefert hat, überwältigt ihn die Erinnerung. „Es kam wie eine Offenbarung über ihn, was für ein Leben er geführt; alle Selbsttäuschungen verschwanden in dieser Minute; der eiserne Mann, welcher das Fener von hundert Schlachten angehalten hatte, dem so viele Feldzüge den Nacken nicht hatten beugen können, der eiserne Mann brach in dieser Minute zusammen — — Verworfen im Vaterland!“

Wie die Erzählung „Nach dem großen Kriege“ überhaupt ganz und gar romantisch, ja, in ihrer Hauptfabel geradezu „romanhaft“ anmutet, so ist auch der Charakter des Obersten von Rhoda allzusehr romanhaft und tendenziös gezeichnet. Man merkt, daß der Dichter bei der Abfassung dieses Werkes sich von der patriotischen Tendenz allzusehr hat beeinflussen lassen, auf der einen Seite sucht er alles Gute, Edle und Schöne, auf der anderen Seite alles Häßliche und Uedle. Er steht noch nicht in der vollen Reife seiner Schaffenskraft; er formt seine Charaktere noch nicht mit dem überlegenen Blick des Wissenden, während das verständnisvolle Lächeln des Humoristen seine Lippen umspielt. Das „tout comprendre c'est tout pardonner“ ist ihm noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Keiser und gerechter erscheint der Dichter in der Charakterzeichnung des königlich Westfälischen Rittmeisters Grünhage vom 2. Westfälischen Kürassierregiment. Bei all seiner kriegerischen Rauheit und Verbheit flößt uns dieser alte Haudegen, der schließlich doch noch unter der Hand seiner energischen Frau sich „ducken“ mußte, eine gewisse Sympathie ein.

„Sein Fell war der Kriegerock, und der war ihm von Jugendbeinen an auf dem Leibe festgemessen, und als preussischer Junker ist er von Auerstädt aus dem Oberst Blücher, der damals noch nicht Feldmarschall war, nach Lübeck nachmarschiert und hat da tapfer geholfen gegen die Franzosen, hat aber auch mit kapitulieren müssen. Dann ist er übergeben worden mit allen Provinzen und Menschen an das Königreich Westfalen und den König Hieronymus und hat dem König seinen Eid geleistet und zuerst in Spanien gestanden unter dem Chevalier Winkler; aber dann im zweiten Kürassierregiment unter dem Oberst Bastineller^{*)}, und mit dem ist er in Rußland gewesen^{**)} und überhaupt in seinem Eisse und Vergnügen, denn ihr müßt euch ja nicht einbilden, daß jeder es zu jeder Zeit gleich fertig bringt, ein guter deutscher Patriot zu sein, zumal damals, wenn man von Natur aus weiter nichts war und sein konnte als ein guter Soldat und Kriegsknecht, wie der Rittmeister Grünhage, der kein großer Pläsier kannte, als wenn er heute in Hispanien halb gebraten wurde und morgen an der Beresina zu drei Vierteln erfro. Der König Hieronymus hat ihn sehr gut behandelt, und so hat er ihm denn den Eid

*) Oberst Bastineller, 1813 Brigadegeneral und Kommandeur der Kürassierbrigade, war Ehrenstallmeister des Königs Jerome. Naabe ist hier nicht historisch genau. Von den Westfälischen Truppen focht von 1808—1814 in Spanien nur das 1. Chevaullegers-Regiment unter Oberst v. Hammerstein, dann unter Major v. Heßberg, zuletzt unter Oberst v. Stein. Außerdem stand von 1809—1810 die 2. Inf.-Division unter General Hadel, nach dessen Tode unter General v. Ochs in Spanien und nahm an der Belagerung von Gerona teil.

**) Die Westfälischen Truppen bildeten 1812 das 8. Armeekorps der großen französischen Armee. Die Truppen fochten mit in den Schlachten von Smolensk und Mozaik; sie rückten bis Moskau mit vor, wurden dann in den Rückzug mit verwickelt und fast gänzlich vernichtet.

gehalten, den er ihm als sein Reitersmann und Offizier geschworen hatte. Und als es Anno dreizehn mit dem Königreich Westfalen schief ging, hat er ausgehalten bei Jerome und ist mit ihm nach Frankreich gegangen und hat noch bei Quatrebras und Waterloo gegen uns gestanden und sich bis an seinen Tod niemals was Böses oder Schlechtes dabei gedacht. Es gab damals solche Leute, und gar nicht wenige. Sie waren eben nur Soldaten, und in ihrer Art hielten sie auf ihre Ehre und ertrugen das ihrige darum ebenso tapfer und grimmig, als das nur ein deutscher Patriot auf seine Weise und Ansicht tun konnte."

So unsympathisch der Rittmeister Grünhage als Mensch auch erscheint, als Soldat und Offizier muß man ihm seine Ehre lassen.

Über alle Schlachtfelder des großen Krieges haben uns die Erinnerungen der Veteranen geführt, in den blutigen Freiheitskampf des spanischen Volkes und der deutschen Legion unter britischer Fahne sind wir versetzt worden, wir sehen den tapferen Major Schill in Stralsund seinem tragischen Schicksal erliegen, wir durchleben mit dem Rittmeister Grünhage den Untergang der großen Armee in den russischen Schneefeldern, wir kämpfen mit den preussischen Bataillonen bei Leipzig und Ligny, wir sehen den stolzen, wilden schwarzen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatrebras den Heldentod sterben, und wir werden hineinversetzt in das Kampfgerühl Waterloos, als Napoleon seine Reitergeschwader den ermüdeten und doch so standhaften deutsch-englischen Bataillonen entgegenwarf. Der ganze, große, gewaltige Kampf, der jahrelang ganz Europa durchtobte, entrollt sich in den Werken des Dichters vor unseren Augen, aber auch die bange Stimmung, die Enttäuschung, die sich nach Beendigung des Krieges drückend und entmutigend auf das deutsche Volk legte, findet ihren Widerhall in den Werken des Dichters.

Da ist es besonders wieder die Erzählung „Nach dem großen Kriege“, welche die düstere Stimmung zum Ausdruck bringt. Bittere Worte findet er für den Wiener Kongreß, wenn Fritz Wolkenjäger an seinen Freund Sever schreibt:

„Ja, Sever, in der Menschen kleinlichem Getümmel, in dem selbstsüchtigen Kampfe des Ichs mit dem Ich habe ich mit dir gefragt, weshalb eben die Hunderttausende geblutet, weshalb die Mütter und Jungfrauen geweint und geklagt haben. Auch auf meiner Brust hat sich die Schmach und Niederträchtigkeit, die sich von neuem auf der Zeit häuft, gleich einem unerträglichem Alp gesammelt. Mit dir habe ich gesehen, daß sie um das Gewand der alten Mutter Germania würfelten, wie die Kriegsknechte um den Rock des Herrn. Mit dir habe ich ihrem Schachern, Lächeln und Flüstern gelauscht, und ohnmächtig die Hände sinken lassen, wo du sie ohnmächtig ballst. — Mit dir habe ich gefragt, wie kommende Geschlechter von dem, was wir mit Schweiß, Herzblut und Tränen ertungen haben, denken und sprechen werden. Klar hab ich eingesehen, daß einst — in kurzer Zeit ein neues Geschlecht

lächelnd stehen und reden wird: Und dafür habt Ihr das Schwert genommen? Und das Schwert in der Hand tragend, habt Ihr Euch so von solchen Rastraten des Geistes und Körpers solch ein Geschick auf den Nacken werfen lassen?“

Aber der Dichter verzweifelt nicht an der Zukunft des deutschen Volkes. So läßt er ein andermal Friß Wolkenjäger an den Freund schreiben:

„O mein armer Freund, bist du nicht ganz wie dein Namensvetter, der römische Kaiser Alexander Severus, welcher auch so große Schlachten gewonnen, so viele innere und äußere Feinde niedergeworfen hatte und doch in der Tiefe seines Herzens an dem Untergang seines Volkes, seines Weltreichs glaubte; — der so viele heitere Götter und Göttinnen in seinem Lararium hatte und doch das Bild des Mannes aus dem verachteten Volk der Juden, das Bild des gekreuzigten Jesu dazwischen aufstellte?

Er hatte recht; aber du hast nicht recht, Sever! Ich kann dir nicht glauben, ich will dir nicht glauben! Wenn ich die Kraft und Macht anschau, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr mir denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Ländelwerk zu dienen in den Händen weniger kindischer Pfaffen, Höflinge, Weiber, Diplomaten und blödsinniger Kriegsknechte! — Sever, ich glaube an mein Volk, und du sollst auch daran glauben.“

Und ein andermal:

„Nein, nein, nein, die deutsche Eiche steht noch aufrecht, und wird auch durch die Jahrtausende in Herrlichkeit und Pracht grünen und blühen und alle Völker unter ihrem Schatten versammeln. Was kummert dich das armselige Schwammgeschlecht am Fuße des Baumes Gottes?“

Und dann die prophetischen Worte:

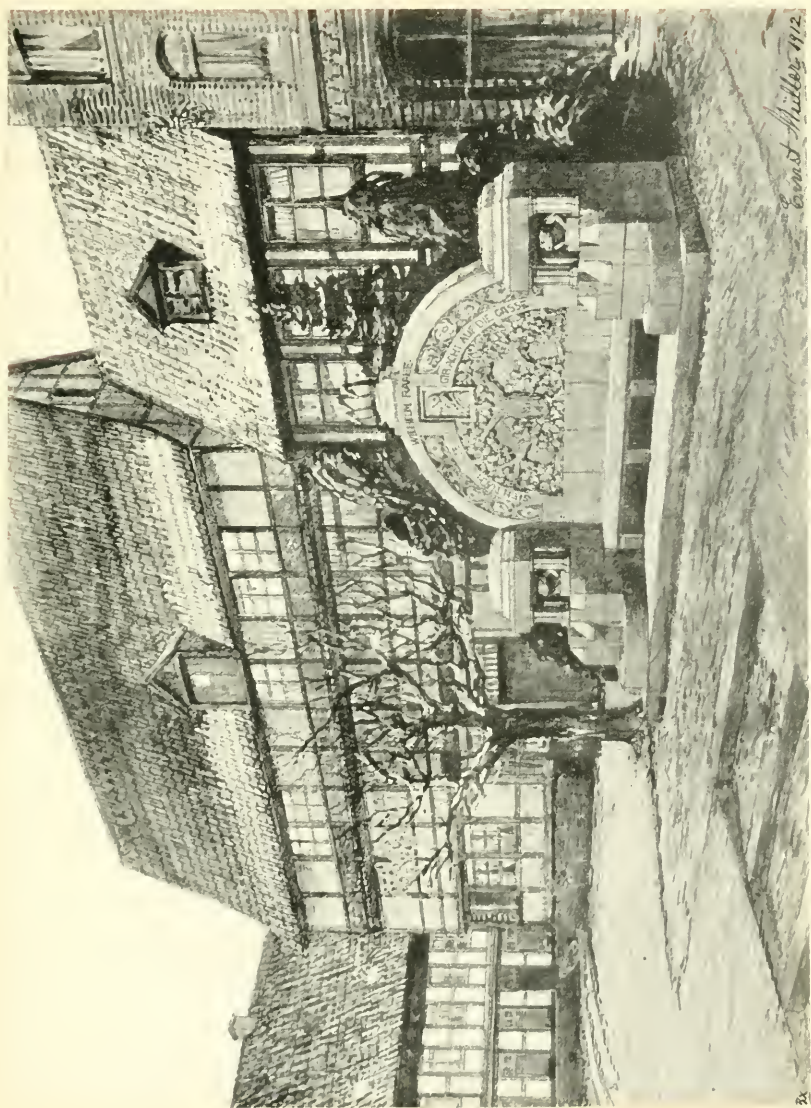
„Mein teures deutsches Volk, ist nicht immer zur rechten Zeit einer dagewesen, der dich errettet hat und dir zu essen gab? Ist nicht der Martin Luther gekommen und der Lessing und jüngst noch der Sänger der Freiheit Friedrich Schiller? —

„Wo kaufen wir Brot, das diese essen?“

„Sorget Euch nicht, der Heiland wird zur rechten Zeit seine Frage schon selbst lösen . . .“

Und zum Schluß die herrlichen Worte:

„Die Berge sind den Göttern heilig; hebe dein Haupt und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegentwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchem deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der



Hildesheimer Raabeburmen von Ernst Müller

Menschheit führt; blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen“ unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harret, in welcher die Raben nicht mehr fliegen, die Stunde, wo „ein Volk geboren wird“. — —

Solche wahrhaft prophetischen, von edelstem Patriotismus erfüllten Dichtertworte hat Raabe in seinen späteren Werken nicht wiedergefunden. Da liegt des Dichters Vaterlandsliebe und Sehnsucht gar oft unter humoristischen oder gar satyrischen Ausprüchen versteckt, und selbst in „Gutmanns Reisen“, dem politischen Roman, in dem die erste Versammlung des Nationalvereins im Reithause zu Gotha geschildert wird, herrscht der Humor vor, hinter dem sich freilich bitterer Ernst verbirgt. Ja, es klingt fast wie Spott, wenn der Dichter die bekannten Worte Miquels anführt: „Was wir hier beschließen, wird von sehr geringer Bedeutung für die Verhältnisse sein. Wir können nicht absehen, welches der letzte Ruck sein wird, der angelegt werden muß, um zur Einheit zu gelangen, ob mit Hilfe Preußens, ob durch Revolution, oder durch die öffentliche Meinung und so weiter. Was wir tun wollen und können, ist, die Frucht reif zu machen und den Boden zurecht zu legen für den Moment, der da kommen muß.“

Nun, der Moment kam 1866 und den letzten Ruck gab es 1870, als sich König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone in Versailles auf das greise Haupt setzte. Und diesen letzten Ruck hat der Dichter Wilhelm Raabe noch in vollster Mannes- und Schaffenskraft mit erlebt und hat seine Prophezeiungen in dem patriotischen Werk „Nach dem großen Kriege“ in Erfüllung gehen sehen, wenn auch vielleicht nicht ganz in dem Sinne, wie es der schwärmerische Idealist Frick Wolkenjäger meinte. Aber das „Werk“ war doch zustande gebracht, zu dem der Dichter in seinem herrlichen Liede auffordert:

„Nicht irren laßt euch, o laßt nicht nach,
Auch schlummert's sich gut unter eigenem Dach;
O denkt, wen die Arbeit fordert ins Grab,
Den senken wir mit in den Grund hinab.
Und der Grund ist unser, es schlafen darin
Die toten Väter von Anbeginn; —
Aus der Helden Asche soll steigen das Haus,
Ans Werk, ans Werk! o haltet aus —
Ans Werk! Ans Werk!“

Keine Hand ist so schwach, keine Kraft so gering,
Sie mag tun zu dem Bau ein gewaltig Ding;

Mancher Geist gar stolz, von gar hellem Schein
Mag doch nur verwirrend leuchten drein!
O bietet die Herzen, o bietet die Hand,
Daß sich hebe der Herd im Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will!
Fluch dem, der dem Ruf nicht folgen will:
Ans Werk! Ans Werk!



Zum Abschied Wilhelm Raabes von Stuttgart

(Juli 1870)

1. Trennung von J. S. Fischer

Den Vogel, der geschwelgt in Waldeslust,
Von Laubgeflüster sommerlang umflossen,
Scheucht morgen schon von seiner Zweige Sprossen
Der Herbst, von dem er heute nichts gewußt.

Und einmal tritt der Schmerz in deine Brust,
Wenn, herzumschließend so wie herzumgeschlossen,
Du der Gewährung Dauer hast genossen,
Und dem Geliebten jetzt entsagen mußt.

Doch ob sich Liebendes und Liebes trennen,
Sie haben ja dieselbe Luft gesogen,
Um allezeit sich wieder zu erkennen.

Und wird ein Hauch denselben Wind erneuen,
So rauscht des Kornes wie des Meeres Wogen,
Verwandtes mit Verwandtem zu erfreuen.

2. Gedicht von Heinrich Rustige

Wie ist mir ach! so tränenweich!
Wie ist mir wind und wehe!
Ich bin ein wahrer Schmerzreich,
Allwo ich geh' und stehe!

Ein Paar, — so lieb und gut zugleich
Vom Scheitel bis zur Zehe, —
So schwarz-weiß-rot, wie unter Euch
Ich kaum noch jemand sehe!
Dies Päärchen spielt uns einen Streich,
Will fliehen untre Nähe, —

Will nordwärts, daß auf grünem Zweig
Es Heimatluft umwehe! —
O daß kein böser Dämon schleich'
Ihns Glück der schönsten Ehe, —
Und regnet's je in Braunschweig, —
So gibts ja — Parapleee!

O daß Corvina stets sich zeig'
Wie hier als holde Fee,
Und daß Corvini Lintenzug
In Ehren fortbestehe!

An Kindern und an Enkeln reich
Es ihnen wohlergehe; —
Das ist es, was ich tränenweich
Beim Abschied heut ersehe!

Und seh ich künft'ig, ach! 's ist gleich,
Ob Rabe oder Krähe, —
So denk' ich gleich an Braunschweig,
Mit Jammer und mit Wehe!

3. Gedicht von Friedrich Motter

Gott, der die Raben speist,
Wird mich nicht hungern lassen,
Wenn, was die Raben preist,
Ihns Lied ich möchte fassen.

Zwar ganz kann ich nicht hin;
Zu weit vom Helikone
Hinweg verbannt ich bin
Für solche Lorbeerkrone.

Doch bläst in mein Gedicht
Der Muse Mund im Stillen;

Um meinertwillen nicht,
Nein, des Besungnen willen

Der Rab', heb' ich denn an,
Bringt allen Göttern Gaben:
Dem Odin kund getan
Wird alles durch den Raben.

Er dienet dem Apoll,
Er dienet dem Elias,
Durch ihn der Spenden voll
Wird eine Himmelstrias.

Vor seinem Blick liegt Tag,
Nacht liegt in seinem Rücken:
Kein Sterblicher vermag
Daran was zu verrücken.

Was scheidend er uns läßt,
Wag' ich drum kaum zu schreiben:
Ein leeres Rabennest
Wird Württemberg nun bleiben.

Auf schwankem Pappelbaum,
Vom wilden Wind gebogen,
Ein morsches Ei — ein Traum!
Der Dotter ist entflohen.

Die Rabin fliegt mit aus,
Die kleinen Käblein beide:
So läßt er uns sein Haus
Auf musenloser Heide!

Doch Braunschweig, das er wählt,
Wird fortan nicht mehr schweigen,
Von Lerchensang besetzt
Wird's auf am Harze steigen.

D Glanz aus Lessings Zeit,
D Licht der Ferdinande,
Schon seh ich dich erneut
Am grünen Deckerstrande.

Nich täuschet nicht sein Ruhm
Auf künftger deutscher Erden:
Zu Preußens Eigentum
Wird's unterm Raben werden.

Schon halb gehörts dorthin,
Ganz wirds bald hingehören,
Denn da ist Tags Beginn,
Wohin sich Raben kehren!

Du aber sink' in Nacht,
Du hart bedrängtes Schwaben,
Eh ganz du aufgewacht
Wirfst du getrennt vom Raben!

Berabt hießt du bisher
Jetzt wirst beraubt du heißen,
Und wie an Geist du leer
Kann schon dies Wortspiel weisen!

4. Gedicht von F. C. Schubert

Aus Deinen Werken hab' ich Dich erschaut
Und eh' ich Dich gesehen, Dir vertraut!
Da Weisheit selten sich mit Jugend paart
Hielt ich Dich — o vergib — für schon bejahrt, —
Dich, ewig Jungen, den vom Fluch der Zeit,
Vom Zwang des Raums die Muse hat befreit!
Wer mit Humor und heil'gen Ernstes voll,
Gibt Erd' und Himmel seines Geistes Zoll,
Das All im Kleinen wie im Großen sieht
Aus niedrem Stoff' zum Idealen flieht,

Das ist ein Dichter! Wo Du weilst und stehst
Bist Du am Platz! und da Du von uns gehst,
Bist Du uns nicht verloren, denn Dein Wort
Hoch steht es fortan über Zeit und Ort.
Corvinus Rabe wird vergessen nie,
Sein Name steht im Buch der Poesie!

5. Gedicht von Georg Scherer

Als einst die christlichen Glaubensboten
Zu unsern Vätern ins Land gekommen,
Und diese blonden, braunen und roten
Barbaren in die Mache genommen:
Da wurde der alte Germanengott
Des Throns und Reichs verlustig erklärt.
Er hat nicht lang sich drüber beschwert;
„Der Gescheide gibt nach“, so denkt er klug,
„Und eh' ich werde zum Kinderspott
Und seh', wie sie mit frommen Trug
Mir meine blühende Welt verderben,
Mein herrliches Volk verdummen, versklaven,
Eh' will ich, da mir nicht vergönnt zu sterben,
Nach deutscher Weise das Elend — verschlafen.“

Da ist er in den Berg gefahren
Und schläft, wie die alten Lieder melden,
Darin schon seit vielen hundert Jahren
Mit seinem Hoffstaat und seinen Helden.
Dort harret er entgegen der bessern Zeit,
Da er hervor aus dem Berge geht,
Da nach dem letzten Kampf ersteht
Des Deutschen Reiches Herrlichkeit. —
Es meint zwar manch' gelehrter Professor,
Der Rotbart sei's — wir wissen es besser:
Gott Wodan ist's, der auf seinem Thron
Nun schläft über tausend Jahre schon,
Den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand,
Gehüllt in sein faltenreich Gewand.

Zu seinen Füßen liegen im Dunkeln
Zwei Wölfe, deren Augen funkeln;
Und auf seinen beiden Schultern sitzen
Zwei Raben, ihrer Schnäbel Spitzen
Den Ohren Walvaters zugekehrt.
Sie machen zur bestimmten Stunde
Durchs ganze deutsche Land die Kunde
Und bringen ihrem Herren Kunde,
Was sie gesehen und gehört.

Zuletzt, es sind acht Jahre kaum
Fuhr Wodan empor aus seinem Traum,
Wandte das Haupt zur Rechten und Linken,
Lät freundlich seinen Raben winken:

„Hugin und Munin, mir träumte zur Nacht,
Deutschland sei selber vom Schlaf erwacht,
Ein Frühlingwehen geh' durch die Welt,
Es grüne der Baum auf dem Walsersfeld;
Und auch in den Herzen beginn' sich's zu regen;
Sie schlagen dem großen Lenz entgegen,
Da Deutschlands Völker, einig und frei,
Erkennen, was ihre Sendung sei,
Und nun auch streben, es zu werden:
Das Haupt Europas, das Herz der Erden.
Drum fliegt nun, ihr Raben, fort in die Welt,
Und kündet mir, wie es draußen bestellt!
Die neue Mär', ich erwart' sie kaum;
Ach, wär es doch nicht wieder ein Traum! —
Du, Munin, fleug nach Osten und Norden
Und sieh, ob's wirklich Frühling geworden.
Erheb Dich, Getreuer, spreit aus Dein Gefieder,
Heil Deiner Fahrt, und keh' bald wieder! —
Du, Hugin, gehst nach Süden und Westen,
Dort wohnen meine Liebsten und Besten,
Die sollst Du“ . . . Schon hatte sich Hugin erhoben,
Und rief: „Du wirst meinen Eifer loben;
Bevor entweicht die dritte Nacht,
Hab ich Dir sichere Kunde gebracht.“
„Gemach!“ sprach Odin, „nur nicht zu schnell!

Du irrst Dich gewaltig, mein treuer Gesell;
 Denn Deine Sendung ist nicht so leicht;
 Du kennst meine Schwaben nicht, wie mir dünkt,
 Und wirst sie auch nicht so schnell erkennen,
 Noch mir ihr Dichten und Trachten nennen!
 Sie sind ein sonderlich Geschlecht,
 Mit weichen Herzen und harten Köpfen,
 Und doch nicht frei von Perrücken und Zöpfen —
 Ich selber mach's ihnen niemals recht.
 Wer nicht ein Scheffel Salz gegessen
 Mit ihnen, darf sich nicht vermessen
 Zu sagen: Ich habe sie erkannt.
 Drum eh' Du wanderst in ihr Land,
 Nimm an der Menschen Gestalt und Art!
 — (Hier blies Odin den Raben an,
 Da ward aus ihm ein schlanker Mann,
 Der trug eine Brille und hatt' einen Bart,
 Dazu die feinste Lebensart.
 Das Deutsche leidlich sprach und schrieb er
 Hieß Wilhelm, doch — ein Raabe blieb er!) —
 „Nun rüste“, sprach Wodan, „Dich zur Fahrt!
 Laß Dich dort nieder, sieh wie sie's treiben,
 Hör was sie reden, lies was sie schreiben;
 Disputier' mit ihnen, das tun sie gern,
 Sie wissen fast alles besser, die Herrn;
 Besuch Versammlung und Verein,
 Wirf hie und da einen Schwärmer hinein,
 Daß Du erforschest bis zum Grunde
 Ihres Wesens Kern, ihr Denken und Meinen
 Ihr Hoffen und Wünschen, ihr Sein und Scheinen;
 Dann bring mir, Leurer, sichere Kunde! —
 Doch da wohl Jahre werden vergehn,
 Bis wir im Berge uns wiedersehn,
 So nimm ein holdes Weib mit Dir
 Und leb' in Glück und Freud mit ihr,
 Daß sie zu Deinem schweren Werke
 Mit Freudigkeit und Mut Dich stärke,
 Des Lebens herben Streit verfühne,

Dein Wirken verschöne und segnend kröne!
Nun geh! das Übrige weißt Du schon;
Vergiß nie Deine Mission! —
Doch Dir die Langweil zu vertreiben,
Wohl auch den Ärger, den Du mußt schlucken,
So magst Du derweil Romane schreiben,
Sie meinetwegen auch lassen drucken,
Und so meinem Volke durch Ernst und Scherz
Erheben den Geist, erfreuen das Herz.
An Stoff wird es Dir niemals fehlen,
Du darfst nur schildern und erzählen,
Was Du gesehn auf Deinen Flügen!
Und will Dir dieses noch nicht genügen,
Gewöhn' Dir, Wilhelm, als feiner Mann,
Auch „hehlinge“ das Malen an;
Es ist jetzt wieder in der Mode.
Nur Heil'genbilder mal mir keine,
Denn diese haß' ich bis zum Tode!
Bleib' bei der Landschaft, deren eine
Du stiften magst als hold Vermächtnis
— Behalte wohl es im Gedächtnis! —
Dort einem deiner treuesten Verehrer,
Er heißt mit Namen Georg Scherer!“

So sprach Odin zu seinem Raben.
Der tät wie ihm der Gott befohlen,
Macht sich dann alsbald auf die Sohlen
Und ging voll frohen Muts nach Schwaben;
Lebt' Jahre lang allda im Land
Und — ward von Wenigen erkannt;
Nur Auserwählten war es klar,
Daß es ein „weißer Rabe“ war.

Nun ist erfüllt seine Mission
Und unser Rabe geht wieder davon.
Was wird er verkünden? — Ich weiß es nicht.
Vielleicht beginnt er seinen Bericht
Mit des Schwaben-Sängers goldenen Worten,

Die ihm umflangen aller Orten:

„Ich komm' von jenem Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt,
Den Horst, aus dem die Adler sich geschwungen.
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewund'ne Täler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Befegnetes Geschlecht, treueste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walter sang, den Engeln gleich.“ —

Was weiter er sagt, wer mag es wissen?
Noch ruht es in seines Herzens Grunde;
Er bettet uns nicht auf sammtene Kissen,
Er spricht vielleicht aus Uhlands Munde:

„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

Wenn er das spricht im Allgemeinen,
Erzählt er wohl auch, sollt' ich meinen,
Privatim von dem kleinen Kreise
Der Ritter von der Kaffeekanne,
Wo er gelauscht manch' deutschem Manne
Und seines goldnen Liedes Weise;
Daß auch mit „Preußen dritter Klasse“
Es sich noch leidlich leben lasse.
Gewiß, er berichtet, daß die Schwaben
Noch Männer von ganzem Holze haben,
Starrköpfig zwar und schwer zu meistern,
Noch schwerer für Preußen zu begeistern;
Mit hellen Köpfen, ob auch vielleicht
Die Stirne schon über die Haare reicht.

Mit Herzen, in deren Tiefen man
 Stets festen Ankergrund finden kann,
 Mit Herzen, auf deren Höhen zumal —
 Trotz Lauffchein und trotz Jahreszahl, —
 Der Begeisterung heil'ge Lohe flammt,
 Die nicht von dieser Erde stammt;
 Ein Herz, bis zum seligen Ende jung,
 Schwelgend in Rückerinnerung
 An Alles, was es genoß und liebte,
 Ein Herz, in dessen geheimer Krypte
 Dem kleinen Gott, den Jeder kennt,
 Eine flammend ewige Lampe brennt;
 Ein Herz, das voll tiefen Ernstes wägt,
 Was da der Freundschaft Namen trägt,
 Und wie ein Adler die Flügel spannt
 Beim heiligen Worte „Vaterland“.

So wird er sprechen — wir kennen den Raben
 Und wissen, was wir an ihm haben.
 Und wie er so von uns denkt und spricht,
 Vergessen auch ihn wir alle nicht.

„Denn er ist unser,“ — in Aller Gedächtnis
 Lebt fort er durch sein teures Vermächtnis —
 Durch seine Werke, so wie heut
 In unsrer Mitte, für alle Zeit!
 Drum nichts von Abschied und Trennung gesprochen!
 Auf Wiederseh'n — nach Jahren oder Wochen!
 Darauf hin, trinket die Gläser aus:
 „Hoch Raabe und sein ganzes Haus!“

Abwarten!

Man kann auch heute noch mancherlei Beruhigendes erfahren und erleben, man
 warte nur immer möglichst ruhig die nächste Stunde ab!

Horacker

Ästhetisches zu Raabes Lyrik

Von Franz Hahne

Die drei Dichtungsgattungen sind nicht so sauber gesondert, wie es den Anschein hat. Das Drama kann sein einstiges Hervorwachsen aus Epik und Lyrik, d. h. seine Verwandtschaft mit epischem Schauen und lyrischem Durchdringen nicht verleugnen. Nicht bloß im antiken Drama mit seinen Chören und Botenreden gibt es lyrische und epische Partien. Auch Lyrik und Epik selbst sind nicht immer streng zu scheiden. Die Ballade ist das Streitobjekt zwischen beiden. Ihr Stoff weist sie der erzählenden, ihre Behandlung meist der lyrischen Gattung zu. Wer möchte eine einzige Ballade Goethes episch nennen? Allerdings wird von so verschiedenen Geistern wie W. Wackernagel und Spitteler der epische Charakter der Schillerschen Ballade festgestellt. Selbst die Ästhetik der einzelnen Dichtarten geht wechselnde Wege. Welchen Wandel in der Beurteilung der Lyrik hat Goethes Wort, daß all sein Dichten Bruchstücke einer großen Konfession gebe, hervorgerufen! Ein Gedicht, das nicht auf einem persönlichen Erlebnis beruht, mag man kaum als daseinsberechtigt betrachten. Man vergißt ganz, daß Goethe an der betreffenden Stelle seiner Selbstdarstellung (W. u. D. VII) nicht nur das, was ihn erfreute und quälte, sondern auch, was ihn sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt zu haben erklärt und daß er dadurch, sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als sich im Innern deshalb zu beruhigen trachtete. Man übersieht auch, daß einige seiner schönsten Lieder aus den Jahren 1802 und 3: „Schäfers Klagelied“, „Trost in Tränen“, „Nachtgesang“, „Sehnsucht“ auf Phantasie und literarischer Anregung beruhen. Das innere Erleben des Dichters braucht nicht immer von seinen äußeren Erlebnissen befruchtet zu werden. Wenn er nur — Dichtergabe vorausgesetzt — zu einem vollen, natürlichen Menschen ohne Fopf und Perücke, ohne Steife und Enge durch Anlage und Erleben geworden ist, so ist seine lyrische Fähigkeit ohne Grenzen. Er vermag nicht nur in der Ballade, die Spitteler als indirekte Lyrik, Lyrik mit einer Maske vorm Gesicht versteht, sondern auch im reinen Liede sich in fremde Persönlichkeiten, in fremde Leiden und Freuden so innig einzufühlen, daß er vollgültige Lyrik aus solcher Verinnerlichung gestaltet. Die dramatisch-mimische Lyrik ist selbst von Goethe, z. B. in seinem „Goldschmiedsgesellen“ und der „Kriegserklärung“, geübt. Solche Kunst geht so weit, daß sie, wie bei den Romantikern, gleichsam historisch dichtet, die Form früherer Zeiten intuitiv erfassend und wiedergebend, wenngleich hier die Gefahr, in Formenspielerei zu fallen, nicht fern liegt.

Diese Sätze muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Lyrik Wilhelm Raabes richtig einschätzen will.

Kaabe ist kein reiner Epiker. Der „Lyriker“ Goethe war es in seinen Epen und Romanen weit mehr. Es ist der eigentliche Kaabesche Stil, die Personen seiner Dichtungen nicht objektiv hinzustellen, sondern mit seiner eigenen, freilich proteusartigen Persönlichkeit zu durchdringen und namentlich selber mit Reflexionen und Empfindungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Daher die nicht ganz berechtigte Klage mancher Kaabeleser, daß man aus seinen Personen, sei es Frau Wittmeister Grünhage oder die Wackerhahn'sche, sei es Stopfkuchen oder Bruseberger, immer ihn selbst heraushöre; daher auch die Rede vom krausen Stil des Dichters, den manche mit ihrem Stilgefühl nicht zusammenreimen können und als Stilwidrigkeit oder Stillosigkeit brandmarken möchten. Es ist das Lyrische Element in Kaabes Wesen, das diesen Stil heraufgeführt hat, das aber bereits in den ersten Zeilen der Chronik der Sperlingsgasse hervorbricht. Auch in seinen objektivsten Dichtungen, den Historien, kann Kaabe den Lyriker nicht zurückhalten. Sind sie nicht fast alle — vielleicht allein von der mit strengem Selbstzwang gearbeiteten „Herrgottskanzlei“ abgesehen — mit humoristischen oder empfindungsvollen Bestandteilen durchsetzt? Sind nicht die ersten, „der Student von Wittenberg“ und „Lorenz Scheibenhart“ und einige der vollendetsten, „Im Siegeskranze“ und „Des Reiches Krone“, durch die Ichform der Erzählung von vornherein lyrisch gefärbt?

Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß die starke lyrische Beimischung den epischen Grundcharakter des Dichters nicht aufhebt. Wie Schiller und Wagner sich sogleich dem Drama in die Arme warfen, wie Liliencron, Falke und Dehmel stracks auf die Lyrik ausgingen, wie Spitteler sich von vornherein als Ependichter bekundet, so ist und bleibt Kaabe der Roman- und Novellenschreiber. Das macht sich auch in einem großen Teil seiner lyrischen Gedichte bemerkbar.

Einen nicht unbeträchtlichen Bestandteil der Kaabeschen Lyrik, die uns nun so trefflich eingeleitet, wohlgeordnet und zeitlich fixiert von W. Brandes zugänglich gemacht ist, bilden die von H. A. Krüger treffend Situationslieder benannten Gedichte, die in Romanen und Novellen verstreut sind. Nicht alle, die sich so finden, sind aus der Situation der Erzählung hervorgewachsen; viele haben ihren Ursprung in sich und sind nur eingelegt. So die Gedichte in den Kindern von Finckenrode, deren Zusammenhang mit der Erzählung mehrfach nur lose ist, so auch die beiden letzten Lieder aus dem heiligen Born „O Lieb, o Lieb, blas auf die Flamme“, und „Ich träumte so holden, so seligen Traum“, die wohl schon dem persönlichen Erleben des in Liebeshoffnung sich wiegenden Dichters entquollen sind. Ja, die Novelle „Einer aus der Menge“ scheint nur zur Umrahmung der darin enthaltenen Gedichte geschrieben. Aber wir müssen es sagen, die ersten lyrischen Gedichte Kaabes haben einen ganz unlyrischen Ursprung. Es sind die Situationslieder im „Studenten von Wittenberg“, der Frühlings- und der Abendgesang der Schüler Rollenhagens.

Sie sind gleichsam sublimierte Epik, ein Mittel, die Zeitfärbung zu geben, ein Abbild von Herz und Empfindung der damals Lebenden, bis auf die Sprache getreu. Sie waren dem Dichter nur möglich durch ein gänzlich Verkleiden und Verkapfen seines eigenen Selbst. Dieser historischen Art sind die nächstfolgenden Gedichte, seien es Balladen oder Lieder, fast sämtlich, auch wenn sie nicht in einer Historie stehen. Man sehe „Des Türmers Töchterlein“, „Belagerte Stadt“ und „Verlorene Stadt“, „Die schönste Blum im Garten mein“, „Was läuten die Glocken“, „An der Landstraß' im Graben“. Raabe nimmt dieselbe Weise im „Heiligen Born“ wieder auf. Die Lieder des Wichtelkaspars „Am Tage St. Johannis“, „Kein stilles Fleckchen“, „In schönen Frühlingstagen“, „Nun stecke ich fest“, „Den Tod hab ich gesehen“, „Ein Brieflein“ sind aus dessen Persönlichkeit und der Zeit heraus gedichtet, allerdings nicht mit der vorsichtigen Festhaltung des Zeitklangs wie in jenen ersten, aber doch altertümlich in Wort und Geist, was sogar noch in dem Liede „O Lieb, o Lieb, blas auf die Flamme“ zu spüren ist. Geschichtlich im Ton des damaligen Volksliedes sind auch „Der Abschied“ und die Lieder Susannas in der Erzählung „Nach dem großen Kriege“ („Meinen Liebsten sie haben gefangen gebracht“ und „Herr Schill“.) Eine andere Art der Verkapfung zeigen die edlen Verse Roderichs von der Leine. Ein geradezu berückendes Meisterstück dieses Stiles bildet das Lied Nicolas von Einstein im Abu Telfan:

Debout, ihr Kavalier!
 Ihr Pagen und Hartschiere,
 Werft auf die Flügeltür!
 Vor einem Fächerschlage
 Wird ist die Nacht zum Tage,
 Elymene tritt herfür.

Sie neiget sich im Kreise;
 Die Damen flüstern leise:
 Le sue spine ha!
 Was kummert es die Rose,
 Elymene lächelt lose
 E passo passo va.

Die gezielte Steifheit und Vorzeitigkeit des Ausdrucks (Werft auf, ist, herfür) die Mischung mit französischen und italienischen Wendungen, das Bezeichnende des höfischen Vorgangs und die Zusammensetzung der Gesellschaft und des Personals ergeben in nuce ein Bild der Rokokowelt mit all ihrer Anmut, Malice, Damenherrschaft und ihrem festen aristokratischen Gefüge, wie es treffender nicht zu zeichnen

ist. Das „Debout, ihr Kavaliere“ bezeichnet die Vollendung der historischen Liedergattung, der Raabe im Studenten von Wittenberg zuerst sich zugewandt hat.

Auch unter den sonstigen Liedern sind nicht wenige Kunstlieder. Sie sind aus erdachten Situationen geschaffen, es ist dichterisch erzeugtes, nicht von der Natur aufgedrängtes Leben darin. Das ist, wie angedeutet, kein Beweis für ihre Wertlosigkeit. Der feine Kenner Paul Heyse bemerkt in seinen Jugenderinnerungen und Bekenntnissen mit Recht: „Der wahrhaft berufene lyrische Dichter, der für die ewigen Gefühle der Menschenbrust eigene Worte findet, ist so selten wie der schwarze Diamant . . . Neben den wenigen Erwählten aber, die in diesem höchsten Sinne Lyriker zu heißen verdienen, gibt es treffliche Dichter, die als große lyrische Künstler ihrem Volke eine Fülle edler dichterischer Gaben beschenkt haben.“ Heyse unterläßt zu erwähnen, daß auch die echten Lyriker, wie Goethe und Lenau, in sehr vielen ihrer Hervorbringungen Kunstlyrik schaffen. Solche Kunstlyrik ist bei Raabe der im Dezember 1857 gedichtete, sehr naiv gehaltene „Osterhas“, der als Situationslied etwa im 12. Briefe des Romans „Nach dem großen Kriege“ hätte stehen können, das elegisch schalkhafte „Vorhang herunter, Trauerspiel aus“, das durch seinen improvisatorischen Charakter wie ein Lilienronsches Momentbild wirkt, nicht minder „Mädchen am Ofen sitzt und spinnet“, das traurige „Wiegenlied“ aus dem Sinne einer Genoveva, das Mutterlied: „Wer hat meine Nelken all mir gepflückt“, die teils bombastisch überhöhte teils zierlich anakteontisch geformte Liebespoesie „Ein wilder Sturm faßt mich und hebt mich“ und „Buch zu“, desgleichen das volkstümliche „Ich weiß im Wald ein kleines Haus“. Ferner auch die tragischen Gesänge aus „Wer kann es wenden?“ („Es hat geschneit die ganze Nacht“ und „Die Nacht, die Nacht ist still und mild“). „Das ist die Jungfrau im Walde“ und „Das Lied vom Reh“ sind unverkennbare Blüten vom Baume der Romantik. Das erstere ist inhaltlich eine Parallele zu Heines Lorelei, mit der es auch in Verszahl und Melodie übereinstimmt. Das andere erinnert an die Traumbilder in Heines jungen Leiden, übertrifft sie jedoch bei weitem durch knappe Gesammeltheit, durch die Poesie der Situation und die Erhöhung der Stimmung von entsagender Sentimentalität zu wilder Bitterkeit. „Des Königs Ritt“ und „Das Gespräch in der Wüste“ sind Balladen mit tragisch düsterer oder schalkisch heiterer Spitze. Endlich das Zechlied „Gute Stunde“, den „Leuten aus dem Walde“ als Situationslied eingefügt, ist als ein besonders gelungenes Erzeugnis zu bewerten, in welchem die bewußte und gewollte großsinnige Heiterkeit, mit tragischer Furcht untermischt, den Geist des Schillerschen Gesellschaftsliedes in der Art des Siegesfestes atmet. Es nähert sich in etwas der Gedankenlyrik, scheint aber durch Form und Ziel mehr verunsichert als durch das innere Erlebnis, wenngleich die entgegengesetzte Annahme, da das Lied in die Zeit kurz nach des Dichters Verlobung fällt, nicht a limine abzulehnen ist.

Umgekehrt wie in den objektiven Gattungen des Epos' und Dramas steht in der Lyrik, dem Erguß des Subjektiven, die erlebte Lyrik am höchsten. Es ist nicht nur der Reiz des durchgeföhlten Erlebnisses, es ist das stärkere Erbeben der Dichtersseele, die rückhaltlose Hingabe an den Gegenstand, die unwillkürliche Erregung aller feinen und tiefen Kräfte der Persönlichkeit, was die mächtigere Wirkung, den eigentümlichen Wert dieser eigentlich lyrischen Lyrik, wie sie Wackernagel nennt, ausmacht. Erlebnisse bedeuten allerdings dem höher organisierten Menschen nicht nur Lebensereignisse, sondern auch Gedanken. Wer dächte nicht an den Zusammenbruch Kleists nach seiner Kantlektüre? Wer vermöchte Schillers Gedankenlyrik anders denn als tiefgehende persönliche Erlebnisse des Dichters zu fassen? Auch in Raabes erlebten Liedern nimmt die Gedankenlyrik einen großen Raum ein. Sie beträgt quantitativ, wenn auch nicht der Zahl nach, mehr als seine Empfindungslyrik, und sie ist ohne Ausnahme sehr bedeutend, während unter den Empfindungsgedichten solche recht bescheidenen Ranges sich finden.

Vaterländisch-politische Gedanken, die bei diesem leidenschaftlichen Vertreter der deutschen Einheitsidee und des deutschen Wesens häufig auftauchen, haben ihm die mächtigsten Poeme dieser Art entlockt. Die Jahre 1859 und 60 mit der Gründung des Nationalvereins, der Einleitung der preußischen Heeresreform, dem Borriesschen Verfassungstreit in Hannover boten ihm genug der Erregung. Darum wird ihm sogar die Schillerfeier des Jahres 1859 zum patriotisch-politischen Feste. In seinem Prolog zur Wolfenbüttler Schillerfeier gibt er zuvörderst dem Sehnen nach der Erlösung aus politischer Dhnmacht Ausdruck und preist sodann Schiller als germanischen Völkherfürsten, der, in diesen schweren Zeiten auf den Schild gehoben, vorerst die geistige Einigung der deutschen Stämme schaffen solle. Der Studentengesang in dem Roman „Nach dem großen Kriege“ gilt dem praktischen nationalen Werke, wie es der von Raabe freudig begrüßte und später in Gutmanns Reisen verherrlichte Koburger Nationalverein in seiner Weise in Angriff nahm, während Prinz Wilhelm von Preußen schon 1860, von Roon unterstützt, die Waffen dafür schärfte. Raabe hat kaum etwas Leidenschaftlicheres geschrieben als diesen Gesang. Er kannte durch Studien und Anschauung die deutsche Misere aus dem Grunde und sah klarer als die meisten das Ziel und den Weg zu diesem. Er wußte, daß es ohne Kampf und Opfer nicht abgehen werde. So erklärt sich die rückichtslose Energie dieser Verse: Keiner darf sich schonen, keine Hand darf ruhen, kein persönliches Eigenleid, kein Opfer an Gut und Blut und Menschenleben soll das dringende Werk hemmen! Wie Hammerschlag tönt der stetig wiederholte Versschluß „Ans Werk, ans Werk!“ zu unserm Ohr, und mit härtestem Schlußakkord schließt das eherne Lied, das an Kleists Germaniahymne gemahnt, wenngleich dieser, der lodernde Haß einen noch heftigeren und wilderen Klang verleiht. Das etwas spätere

Gedicht „Vorüber war der große Sturm gezogen“ verrät das Bewußtsein von der Bedeutung der preußischen Heeresreform. — Die Verse: „Die Rüstung nehmt! — es wird ein blutig Lagen, bald wird die Schlacht, die große Schlacht geschlagen,“ können kaum anders bezogen werden —, und es atmet Hoffnung. Wie in dem Liede „Vorüber“ herrscht hier die erlöste Stimmung nach dem Gewitter. Die große Prophezeiung des nahenden Retters, die durch Donner und Sturm übergerwältigt zu ihm gedrungen ist, läßt ihn in dem mondbeschienenen, nachtigalldurchflungenen Frieden der erquickten Natur ein neues Märchen von Kaiser und Reich träumen. — Je hoffnungsfreudiger er auf Preußen blickte, desto ingrinniger empfand er den abermaligen Verfassungsbruch und die religiöse Rückwärtsbewegung in dem benachbarten Hannover. Wie ein Seher erhob er seine Stimme, das grause Bild der Volkserhebung und der Vernichtung eines pflicht- und rechtvergeßenen Dynasten zeichnend und so Georg dem Fünften und seinen Räten den Spiegel vorhaltend. Zugleich gab er im „Kreuzgang“ unter dem Bilde eines Mönchs eine herbe Auseinandersezung mit dogmatischen Fragen. Das Gedicht ist mit großer Kunst gefügt; gegen den verbitterten Pessimismus des innerlich zerrissenen Zweiflers sticht die Lieblichkeit der Sommernacht, die mit Shakespeareschen Farben gemalt ist (r. 2. 7. 12. 13.), aufs wundervollste ab. — Gegenüber dem starken Klang der politischen und religiösen Gedankendichtung empfinden wir weit schwächer den Hall der literarischen, der „Lieder der Völker“ und des rhythmischen Gewebes „Wen ein Gott in früher Stunde“. Aber das erste, das in großem Blick die Welt der Laten und Schicksale und der sie verherrlichenden Volkspoesie umspannt, entbehrt nicht einiger packender Gegenwartslaute, und das zweite, im Hauptteil andeutungsvolles Fragment geblieben, malt doch vorher klar und markig das Bild Goethes mit dessen eigenen Farben.

Von der großen Gedankenlyrik unterscheidet sich die erlebte Stimmungs- und Empfindungslyrik vielfach nicht sowohl im Stoff, als vielmehr durch die Kleinheit der Form und das nur Andeutende, Stimmungshafte der Ausführung. Das seine Verschen:

Über den Marktplatz zu schweifen,
Durch die Gassen zu streifen,
Licht aus Schatten zu greifen,
Das ist Dichterberuf!

kann trotz gedanklichen Inhalts nicht als Gedankenlyrik gelten; ebensowenig die epigrammatisch zugespitzte Satire: „Alles Genießliche hab ich genossen u. s. f.“ Es ist in ihr auch nicht alles so persönlich gefärbt, wie die kleinen Bekenntnisse: „Kein Tor, kein Türchen soll sein mit verschlossen“, „Dämmrungsgedanken hascht' ich ein“

und die Gelegenheitsreime „Es ist ein eigen Ding, zu sitzen und zu lauschen, wenn draußen vor dem Tor die schwarzen Lannen rauschen“. Es kommt darauf an, daß das Gedicht aus einer enthusiastisch erregten Seele kommt; diese vermag sich jedoch sehr vieltönig zu äußern, gerade wie der Symphoniker aus demselben Gefühlszustande vier sehr verschiedene Sätze schafft. Ein großes erregendes Erlebnis, das für Raabe als Menschen nicht weniger bedeutete, wie die Einigung Deutschlands für seine Deutscheit, war seine Verlobung mit Fräulein Bertha Leiste am 14. März 1861. Das Vorspiel dieser Verlobung hat lange vorher begonnen; das erste eindrucksvolle Bekanntwerden scheint schon im Sommer 1859 erfolgt zu sein. Wir dürfen annehmen, daß des Dichters still gehegtes Gefühl in den beiden Liedern Monikas im Heiligen Born (vor 18. Mai 1860) wirksam gewesen ist. Auch das wunderbar frische, erlösnisvolle Gedicht „Vorüber“ vom 13. August 1860 ist wohl auf eine Episode in seinem Liebesleben zurückzuführen. Dessen schönste poetische Frucht jedoch sind die herrlichen Verse „Beruhigung“, die jedem Leser des Hungerpastors bekannt sind, auch durch Hans Sommer eine Vertonung gefunden haben. Alles, was man über dies zaubervolle Gedicht sagen kann, ist unzulänglich. Es erschließt rein und restlos die Persönlichkeit des Dichters, es birgt die innige, erleuchtende und erwärmende Befeligung echter Liebe, und es ist ein Kleinod deutscher Sprach- und Verskunst, das wohl bei Goethe und Eichendorff seinesgleichen findet, aber nicht übertroffen ist.

Es ist nun erstaunlich zu sehen, wie die einmal erregte lyrische Kraft des Dichters weiter wirkt, umso mehr als sie in der während des Sommers 1861 verfaßten strengepischen „Herrgottsanzlei“ brach gelegen hatte. Den ganzen lyrischen Herbst des Jahres 1861 bis in den Dezember hinein dürfen wir als eine Folge jenes großen Erlebnisses ansehen.

Raabe hat das mit Schiller gemein, daß er in Gegensätzen dachte und empfand. Unter demselben Datum wie die „Beruhigung“ ist das elegische Leitgedicht der Hollunderblüte aufgezeichnet: „Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück, mußt du ein andres wieder fallen lassen.“ War dem Dichter gerade in seiner Liebe die Beschränkung menschlichen Glücksvermögens deutlich geworden? Hatte der geschärfte Blick des von echtem Dauerglück Erfüllten das kindische Trachten des Menschenwillens nach Land und immer neuem Land, das überschnelle Wegwerfen kaum erreichter und genossener Errungenschaften wahrgenommen? Und als ob er in der Anschauung von Liebesunglück Mäßigung für sein überquellendes Hochgefühl suche, schreibt er am 5. September die bittere Ballade „Der Hagedorn“ und die schmerzliche Phantasie „Flüchtiges Glück“. Freilich trifft ihn der 20. und 21. September wieder bei positiven Schöpfungen. Die „Stella maris“ ist eine anmutige Huldigung an die Geliebte, die „Sommernacht“ eine metaphysische Erweiterung des

Liebeslebens. Wenn jenes Gedichtchen kleine Unebenheiten aufweist (rührender Reim), so ist dieses technisch vollendet und durch die Beseelung der Natur von geheimnisvoller Schönheit. Gleiche Vollkommenheit weist die Ballade vom Schiff aus Portugal auf, die jedoch nur ein Gleichnis für den hochgemuten Liebesstolz des dazugehörigen zweiten Gedichtes ist. Diese Gedichte zeigen, welches köstlichen Formengusses die liebeglühende Seele des Dichters fähig war. Der tragische Schluß, nicht so organisch und glatt gefügt, zeigt wieder die Neigung zum Gegensatz. Noch viel stärker tritt letztere in der Regennacht hervor (Dkt. 61). Inmitten seines Liebesglücks malt er sich seine letzten Tage aus — so wie sie ihm glücklicher Weise nicht beschieden waren — wenn er, von der Familie allein noch überlebend, todeskrank eine winterliche Regennacht durchwacht und unter wehmütigen Erinnerungen beim Rinnen der Tropfen das Verfließen seiner eigenen Lebenskraft spürt. Von trübem Ernst durchweht ist auch das Gedicht „Sonnenschein“, das zu jeder Freude das Memento des Leides fügt, nur der 1. u. 5. Vers sind davon frei. Der Gesamteindruck ist elegisch, während in dem verwandten Zechliede „Gute Stunde“ doch die Freude vorkommt. Geradezu schauerlich ist die Stimmung des im Dezember entstandenen Liedes: „Blitz und Donner auf dem Meere.“ Hier schreit die Seele, von dem wüsten Bilde des Daseinskampfes und von der Phantasie der einstigen Vernichtung alles Lebens auf dem Erdball gequält, laut hinaus in den Aufruhr der Naturkräfte. Bittereres hat Raabe kaum in seiner Kunst. Man sieht, er verfolgt in seiner Lage das Problem des Lebens bis in die fernste Zukunft, und er geht keiner noch so niederschmetternden Härte aus dem Wege. Aber er vergißt auch nicht die heilenden, überwindenden Kräfte des Menschengemüts. Schon das folgende Gedicht (Soviel totgeborene Blüten), von kosmischen Gedanken losgelöst, nur den Problemen des Menschenlebens hingegeben, findet Trost und Hoffnung. Es gibt ein Festes und Dauerndes im Leben (Liebe und Treue), das halte fest, ob auch Laufende von totgeborenen Blüten verflattern. Das Gedicht kommt in dem unausgesprochenen Gehalt fast auf Schillers Ideale hinaus. Die vollkommene Lösung der Spannung des Sturmgedichtes bringt das zwei Tage später aufgezeichnete Lied der Laurentia Heyligerin aus dem „letzten Recht“:

Wenn über stiller Heide
 Das Mondes Siegel schwebt,
 Mag lösen sich vom Leide
 Herz, das im Leiden bebt.

Das Lied ist fromm. Der Friede der Mondnacht, der dem Mönch im „Kreuzgang“ vergeblich lächelt, befreit hier, wie bei Goethe, das gequälte Gemüt und haucht ihm Ewigkeitgedanken voll milden Trostes ein. Vergessen ist Schmerz und Welten-

jammer; trunken vom wohlthätigen Licht, gestärkt in ruhspendender Stille, schwingt sich die Seele empor zur Freiheit und weltbesiegenden Harmonie.

Noch zwei echte Empfindungslieder empfing der Dichter in der Folgezeit, den Abschied von Stuttgart (1870) und den Nachruf auf sein gestorbenes Töchterchen (1892). Hören wir aus jenem den melodischen Wiederklang des Goethischen Wanderliedes heraus (Von dem Berge zu den Hügeln), was natürlich seinen Eigenwert nicht beeinträchtigt, so dringt aus diesem ein durchaus eigener Ton wehvollsten Vaterschmerzes, der unbekümmert um Reim und Rhythmus sich seine Form sucht und bei aller markerschütternden Unmittelbarkeit ein feinabgetöntes, bleibendes Kunstwerk schafft. Die „Beruhigung“ und dieser Nachruf bergen Raabes köstlichstes lyrisches Vermächtnis. Was sonst an poetischen, gedanklichen und künstlerischen Werten das kleine Büchlein hegt, dürfte, wenn auch nicht erschöpfend, gezeigt sein. Wir haben nur eines zu beklagen, daß es ein Büchlein ist und kein ausgiebiger Band, mit dem wir uns zu beschäftigen hatten.

Zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre

Und wenn sich alle Schulmeister der Welt auf den Kopf stellen, oder vielmehr fest hinsetzen aufs Katheder: sie erobern die Welt zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre doch nicht durch moralisch, ethisch und politisch gereinigte Anthologien. Der „Unsinn“, der Mondenschein, der „frivole Ungeschmack“ und die Nachtigall, der „Blödsinn“, der Lindenduft, das ferne Wetterleuchten und die hübsche Jungfer Lorelei im lichten Sommerkleide im Mondlicht behalten doch ihr Recht: der Spiegel behält sein Recht; aber nicht die Rute dahinter . . .

Die Akten des Vogelsangs



Das Grab Wilhelm Raabes in Braunschweig

Die „verlorenen Mädchen“ bei Wilhelm Raabe

Von Josef Baß

Kann man überhaupt einem Menschenkinde
Schuld an seinem Schicksal geben?

Akten des Vogelfangs S. 133.

Aus der schier unübersehbaren Fülle von Gestalten, die Raabe gezeichnet hat, ragen vor allem neben den „sinnierenden, weltüberlegenen, ja weisen, mehr oder minder alten Männern“ die „wetterfesten, klaräugigen, scharfzüngigen und herzengewarmen alten Frauen“ hervor, aber auch die deutschen Mädchen mit der Sonne in den Augen und Sonne im Herzen. Welcher Reichtum von Elise Kalkff in der Chronik an bis zu Minchen Ahrens in „Altershausen!“ Ja, mit „einem wunderlichen, vertwegenen Worte“ nennt in dem hohen Liede auf das deutsche Weib Michel Groland und mit ihm der Erzähler die Mechtild Grossin des deutschen Volkes allerhöchste Krone. Selten hat er „die flache Oberschicht in gelben Schuhen und Federboas, die in Berlin, wie in Paris das Asphaltpflaster tritt“ und dann nur nebenbei geschildert, wohl aber auch Dirnen und Abenteuerinnen, verunglückte Wesen, aber immer nur das Weib, nie „die Weiber“, die in der modernen Literatur einen so großen Raum einnehmen. Aber auch hier, wo er gehaltenen Schrittes und gesenkten Auges den Schmutz der Gasse durchschreiten muß, weiß er die Sonne und die ewigen Sterne über sich, deren Widerschein ihm aus dem Schmutze selbst tröstend entgegenblickt. In solchem Licht darf unser Dichter kühn in die Tiefen des Lebens und der Menschenbrust hinabsteigen, ohne für seine Bilder der Wirklichkeit eine andere, schönfärberische Beleuchtung suchen zu müssen. Und darum ist er . . . von Zynismus wie Frivolität so rein, wie kein anderer Humorist der Weltliteratur — ein Kind könnte ihn lesen, wenn es es ihn verstände.“ (W. Brandes.) So wäre Raabe, wie ehemals Jean Paul, gerade der Schriftsteller für das weibliche Geschlecht, wenn er eben leicht zu lesen wäre, wie überhaupt die echten Humoristen nicht und, ich habe mich stets gewundert, daß der Wunsiedler Dichter der Liebling der Frauenwelt sein konnte, denn ihm gegenüber ist der Braunschweiger Poet ein klares, durchsichtiges Wasser.

Beiden gemeinschaftlich ist allerdings ihre unerschöpfliche Güte und tiefe Menschenliebe und beide bringt Raabe auch jenen armen Geschöpfen entgegen, die wir als außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehend betrachten. Ich habe an einem anderen Orte hervorgehoben, daß er stets auf Seite der Verfolgten und Unterdrückten, der Müheligen und Beladenen steht, seien es Einzelne oder ganze Völker, und so ist denn vorweg anzunehmen, daß ihm auch für die Ärmsten der Armen,

für die armen, unglücklichen Verlorenen das sophokleische Wort, das er dem Hungerpastor als Leitspruch vorangestellt hat, gilt. Schildert er doch gerade so gern Entgleiste, aus der ebenen, glatten Bahn Gerissene, Unglückliche, die im harten, mühevollen Leben Schiffbruch gelitten haben. Und es sind gewiß keine bloßen Erzeugnisse seiner dichterischen Phantasie. Mochte er auch in Wolfenbüttel einem Freunde, der ihn fragte, ob ihm denn die kleine Stadt genügend Anregung biete, die stolze Antwort geben, daß er der sogenannten Anregungen nicht bedürfe, das Leben und die Welt kämen ihm auch von Wolfenbüttel aus gesehen so reich vor, daß er die Kürze des Erdendaseins bedaure, weil man sich nicht aussprechen könne und müssen wir mit W. Jensen (West. Monatsh., Bd. 47, S. 110) übereinstimmen, daß Raabe eine Seite künstlerischer Begabung vielleicht am höchsten in sich ausgebildet hat, das Talent der Beobachtung, so müssen wir doch auch erklären, daß er umfangreiche, vielseitige Beobachtungen nicht in der kleinen Stadt machen konnte; das geschah schon, wie wir aus seinen eigenen Worten weiter sehen werden, in Berlin. Dort bereits sahen, wie Jensen fortfährt, seine leiblichen und geistigen Augen Alles und vergaßen nichts, was ihr Blick einmal gefaßt. Was derartig Wert für ihn besaß, in seine große Sammlung eingereiht zu werden, lag als ein Mosaikstückchen sicher in seinem Gedächtnis aufbewahrt und harrete irgendwo einer Stelle der Nutzung. . . Ein beträchtliches Bruchstück des außerordentlichen Detailreichtums seiner Dichtungen leitet sich daraus ab. Die Gestalten, Gesichter, das Schöne und Häßliche, das Erfreuende, Tragische, Humoristische und Wunderliche in seinen Büchern ist ihm selbst in seinem Leben begegnet und besitzt leibhaftig vorhandene Modelle, freilich oftmals so, daß nur sein Auge sie erkannte und sie zu dichterischer Gestaltung zu vertiefen imstande war.

Auf persönliche Beobachtungen sind deshalb sicherlich auch die Personen zurückzuführen, die ich betrachten will und in dieser Beziehung müssen gerade die Berliner Jahre von größter Wichtigkeit gewesen sein. Dieser Ansicht ist auch H. U. Krüger (Der junge Raabe, S. 43): „Im großen und ganzen schuf jedoch schon der junge Raabe meist ohne besonderes Modell in freier Phantasietätigkeit, blieb allerdings stets auf dem sichern Boden einer scharfen Umwelt — und Menschenbeobachtung. In beiden Beziehungen blieb ihm der Berliner Aufenthalt in fruchtbarer und dankbarer Erinnerung und von den ersten bis zu den letzten Werken lassen sich seine Spuren bei Raabe mehr oder weniger deutlich wahrnehmen.“ Das ist für den Kenner des Dichters so selbstverständlich, daß es kaum noch der ausdrücklichen Bestätigung durch seine Worte selbst bedarf. Aber er hat es uns wirklich selbst gesagt. „Ich war“, heißt es in „Theklas Erbschaft“, „ein Student und ich studierte in Berlin die schönen Wissenschaften und die häßlichen, für das Vergnügen und um das liebe Brot. Ich studierte aber

auch das Leben und in ihm das Schöne und das Häßliche von dem-
 selben Blatt; o großer Gott, was studierte ich alles! Es ist mir heute noch ein
 Mirakel, daß ich nicht mit einem Riß, einem Sprung im Gehirnkasten oder einem
 darum gelegten, eisernen Bande herumlaufe, die Gehirnerweiterung war zu mächtig!“
 „Wo mir das Leben entgegenkommen will, biete ich ihm gern die Hand. Die Ge-
 schichten, die ich selber erlebe, sind mir ein sehr schätzbares Material zur Weiter-
 bildung und Vervollkommnung meiner Individualität. . . Ich lernte von den
 Pflastersteinen in der Gasse und den Wänden meines Zimmers.“ Jakob Rosenfeld
 und Samuel Freudenfeld, ebenso wie der Tailleur de Paris A. Stibbe in den
 „Leuten aus dem Walde“ und „Theklas Erbschaft“, um nur einige zu nennen,
 dürfte er in der Sperlingsgasse gesehen haben, mögen sie auch merkwürdigerweise
 in dem Bilderbuche der „Chronik“ noch nicht verwendet worden sein. Wir werden
 daher schwerlich fehlgreifen, wenn wir annehmen, die Urbilder oder wenigstens
 die Keime manches jener armen Geschöpfe seien in den Straßen Berlins zu suchen,
 in jenem so wenig vornehmen Stadtviertel, in dem die Sperlingsgasse liegt.
 Manches jener armen Geschöpfe, nicht aller; denn sie zerfallen in zwei Haupt-
 gruppen, und die Längerin Rosalie, Köschen Wolke, Luise Winkler, das Rot-
 käppchen u. a. sind scharf zu sondern von Fausta la Tedesca, Angela Viti, Alida
 Walker, Kleophea Göß oder Christabel Eddish. Gemein ist, das kann schon hier
 gesagt werden, mit Ausnahme der Miß Christabel, oder schlecht, mit Ausnahme
 der Fausta la Tedesca, keine.

Man braucht also nicht erst, wie das jetzt wenigstens in Doktordissertationen
 üblich geworden zu sein scheint, nach den „Motiven“ zu suchen, die benutzt werden,
 wenn es sich um die allergewöhnlichsten Dinge handelt, die auf der Straße liegen,
 in unserem ganzen gesellschaftlichen Bau, seitdem die Menschen in einigermaßen
 entwickelten, gesellschaftlichen Verhältnissen leben. Warum muß Raabe von Gold-
 smith beeinflusst sein, wenn er uns von einem verführten Mädchen erzählt? Hat
 außer und vor Thornton und nach ihm niemals ein gewissenloser Mann ein
 Mädchen betrogen? Es erscheinen doch auch noch im „Hungerpastor“, „Drei
 Federn“, „Christoph Pechlin“ (1872) und „Im alten Eisen“ (1885), von da an
 allerdings nicht mehr, verunglückte Mädchen und selbst in den Gedichten, z. B.
 „Trauwiges Wiegenlied“, „Wer hat meine Nelken?“, „Der Hagedorn“ dunkle
 Anklänge, also zu einer Zeit, in der Raabe jedesfalls ein Eigener, Selbständiger
 war, was braucht es da erst der „Motive“?

Aufgefallen ist die Frage allerdings auch M. Adler (W. R. Stopfkuchen, S. 3f.),
 aber von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus; jedoch ich gestehe offen, daß ich
 diesen Gesichtspunkt nicht teile. „Die große Frage“, sagt Adler, „der Raabe
 nachgrübelt, ist: Wie kommt es doch, daß im Spiele der Welt die Träger einer

idealen Lebensauffassung so häufig zurückgedrängt werden und Schiffbruch leiden, während die Kanaille sich so leicht durchsetzt, und wie können sich die Kämpfer für das Ideal doch behaupten? Nicht gleich ist der Dichter auf diese Frage aufmerksam geworden. Wo sie etwa in seinem Erstling, ‚Der Chronik der Sperlingsgasse‘, gestreift wird, im Lose der Tänzerin, in dem Schicksal von Franz’ Mutter Luise, da geschieht es fast schablonenhaft. Dann versucht der Dichter zunächst den Typus der dämonischen Frau zu zeichnen: den finden wir schon in seinem zweiten Werk, in ‚Ein Frühling‘ 1856/57, in der Sängerin Ulida und ihrer Mutter. Der kehrt darauf vollendet wieder in der großen Verderberin Fausta la Ledesca des ‚Heiligen Vorns‘ 1859/60 und findet sich noch einmal in der Frau Johanna (Aus unseres Herrgotts Kanzlei 1861), um dann durch ein Zurückgreifen auf jene Ulida zu dem Bilde der geistvollen, blendenden Cleophea des ‚Hungerpastors‘ 1862/63 umgestaltet und verfeinert zu werden. Aber auch damit ist Raabes Interesse an dieser Figur noch nicht erschöpft: mindestens Doris Radebrecker (Die Innerste 1874) und Donna Romana Tieffenbacher (Prinzessin Fißch 1881/82) sind noch in diese Reihe zu rechnen.“ In Anmerkungen werden außerdem: „Wer kann es wenden?“ und „Nach dem großen Kriege“ angezogen, ja sogar Felicia Guernieri (I. Guarnieri) für diese Reihe als nicht unmöglich gedacht, wenn sich auch Adler der Bedenken gegen Felicia als „Verführerin“ nicht entschlägt. Aber auch nur eine dieser Personen als Trägerin einer idealen Lebensauffassung anzusehen, geht doch nicht an, mit dem besten Willen nicht. Es bleibt nichts anderes übrig als sie für das zu nehmen, was sie sind, als einige unter den zahlreichen Figuren des Dichters, denen ihre Rolle im Spiele des wechselreichen Lebens zufällt, die gewiß nicht absichtslos eingeführt werden, denen aber, ich möchte das sehr stark betonen, etwa außer Ulida, Fausta oder Miß Eddiſh durchaus keine größere Bedeutung weder als Trägerinnen einer bestimmten Lebensauffassung, noch als Trägerinnen der Geschichte zukommt. Sie sind meist „arme, verzaufte Straßenschmetterlinge“, wobei ich den Hauptton auf das „arme“, in sittlichem Sinne genommen, lege, weil auch an ihnen der Dichter zeigt, „daß sein Humor versteht und verzeiht, daß er gelernt hat, die Welt und ihre Unvollkommenheiten und darum ihr Elend und ihren Jammer sub specie aeternitatis aufzufassen“. (K. Geiger, W. Raabes Schüdderump, tägl. Rundsch. 11. April 1911.) Gestalten wie die Tänzerin Rosalie, um die erste und das Rotkäppchen, um die letzte der Reihe zu nennen, sind durch ihre Darstellung abermals ein Beweis nicht für den angeblichen Pessimismus, sondern im Gegenteil für den unerschütterlichen Optimismus Raabes, ein Beweis, wie feste Lebensanschauungen der Dichter von Anfang an hatte. „Auch durch das Treiben des Alltags, durch Sorge und Armut, durch Krankheit und Kummer leuchtet das Edle hindurch, das in der menschlichen Natur schlummert.“

(J. Jlg, Über die Weltanschauung W. Raabes, Jahresber. d. Stettiner Stadtgymnasiums 1907/8, S. 39.) Und um das eine Wort Raabes, das an der Spitze dieser Betrachtungen steht, durch ein zweites zu ergänzen: „Schuld haben sie beide nicht, weder der Mensch, noch das Schicksal, sie passen nur immer ganz genau aufeinander.“

Und nun wenden wir uns zum Einzelnen, das den Beweis für das bisher Gesagte bringen wird.

Gleich in der „Chronik“ treten uns zwei Mädchen entgegen, von denen die eine das Opfer eines Grafen Seeburg geworden ist und die andere, ohne daß ihre Geschichte erzählt würde, gleichfalls Schiffbruch gelitten hat. Schon an diesen beiden erblicken wir, daß sie nicht in eigentlich sittlichem Sinne „Verlorene“ genannt werden können, sondern daß sich die Bezeichnung nur auf ihre äußeren Lebensschicksale anwenden läßt. Aber wie stellt sich der junge Dichter zu den wirklich Verlorenen? „Beugt das Haupt, ihr armen Geschöpfe der Nacht, der Tod zieht vorüber, und auch euch hebt er einst, den erborgten Glitterputz, den armen beschmutzten Körper, die Sünde der Gesellschaft euch abstreifend, rein und heilig empor aus der Dunkelheit, dem Schmutz und dem Elend.“ Das ist eines der Ergebnisse, die Johannes Wachholder, „der Student der Philosophie in der großen Haupt- und Universitätsstadt“ beim Leichenzuge der Marie Ralff lernt. Um wie viel milder und wehmütiger muß uns dann das Geschick der unglücklichen Mutter ihres Gatten Franz Ralff stimmen, der armen Luise, dem sein Oheim, der Förster und dessen Gehilfe und Freund Burchhard die traurige Geschichte erzählen. Sie war das schönste Mädchen im Lande und sie hüpfte durch das Dorf, lachend und schäkernnd, flink wie ein Reh, lustig wie eine Amsel und der böse Feind schuf, daß der Graf Seeburg — war ein stolz Volk, die Grafen Seeburg — die Luise zu sehen kriegte. Sie war ein junges Blut und der Pastor hatte ihr mehr Gutes als Böses von den Menschen erzählt. So wird es dem Grafen leicht, sie zu umgarnen und zu verderben. Der aus Frankreich zurückkehrende Burchhard findet die Verlassene als ein bleiches Wesen mit eingefallenen Wangen — wahnsinnig. Eines Morgens liegt sie am Rande des Hungerteiches ertrunken im Wasser, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben. Der junge Graf aber treibt sich lang unftet umher. Menschenscheu, finster, gänzlich verarmt stirbt er einsam und allein. Die Nemesis hat den Sünder hart gestraft. Romanhaft wie die Geschichte ist die Lösung, aber im Geiste der Versöhnung. Die „Sünden der Väter“ werden schon im dritten Geschlechte verziehen. Der Enkel des Grafen und seiner rechtmäßigen Frau, Gustav Berg, heiratet die Enkelin der unglücklichen Luise, Elise Ralff. In dem neuen Liebesbunde schließt sich der Ring wieder, den Wachholder, in zwei Stücke zerbrochen, in den Strom geschleudert hat, denn „über der Wiege des ewigen Kindes ‚Menschheit‘ schweben die guten Genien, die großen Weltgedichter, schütten

aus ihren Füllhörnern die goldenen Weihnachtsfrüchte herab und sind mit ihren Wiegenliedern stets da, wenn häßliche, schwarze Kobolde erschreckend dazwischen gelugt haben“ (S. 201). Kunstvoll wird die Tänzerin Rosalie Luise Ralff gegenübergestellt. Sie ist dem wirklichen Leben entnommen und durchaus nicht romanhaft. Rosalie, ein Großstadtkind, nimmt ihren Fall weniger tragisch. Sie bleibt am Leben, aber ihr Kind stirbt. Und ganz der Großstadt gemäß findet ihre kleinbürgerliche, sonst durchwegs ehrbare Umgebung, keinen Anstoß. Die Nachbarschaft nimmt es, wie es ist; sie wird in der Gesellschaft der Sperlingsgasse als gleichwertig betrachtet. Für ihr Kind lebt sie. Leichten, schwachen Sinnes mag sie früher gewesen sein, nun triumphiert ihre Mutterliebe und Heldenkraft. „Die arme, ohne die Schminke der Bühne so bleiche Mutter sah so glücklich aus, daß niemand in diesem Augenblick die traurige Geschichte des jungen Weibes geahnt hätte (S. 38⁵³). Die Mutterliebe adelt sie. Daher freut sich Wachholder über ihre Begegnung auf dem Weihnachtsmarke und bittet um die Erlaubnis, sie mit ihrem Kinde begleiten zu dürfen, und ganz so benimmt sich der Karikaturenzeichner Strobl. Zurückgekehrt lassen sie ‚die kleine Dame‘, ‚unsere kleine Begleiterin‘ nicht zu ihrem kaltgewordenen Stübchen hinauffsteigen. Auch das halbe Duzend kleiner Theaterfeen haben sie gesucht. „Guten Abend, Rosalie! Guten Abend, Röschen!“^{*)} Der ganze Auftritt zeigt, wie beliebt Rosalie, Röschen ist. Um so rührender, daß ihr Kind sterben muß. „Arme, arme Mutter! Ein hübscher, leichtsinniger Schmetterling gaukeltest du, bis die Verführung kam und siegte. Verlassen, verspottet, suchtest du dein Glück nur in den Augen, in dem Lächeln deines Kindes und jetzt nimmst dir der Tod auch das!“ Und als man den kleinen Sarg forttrug, hat die alte Großmutter Karsten die arme Mutter auf die Stirne geküßt.

So dachte der junge, vierundzwanzigjährige Student 1855 und so dachte noch der reife Mann, als er dreißig Jahre später „Im alten Eisen“ schrieb.

Eine andere Gestaltung des Charakters zeigt der „Frühling“. Auch hier begegnen uns zwei Mädchen, die in dem angegebenen Sinne verloren sind und die eine davon auch in jedem anderen Sinne. Beide bewegen sich in höheren Kreisen; es sind beabsichtigter Weise Mutter und Tochter, die erste eine Italienerin, die zweite durch das Blut des Vaters eine halb Deutsche, die eine bedeutende Rolle in der Geschichte spielt; es sind die Tänzerin Angela Viti^{**)} und die Sängerin Ulida Walter, die das heiße Blut der Mutter mitbekommen hat.

*) Der Name kehrt vielleicht nicht zufällig in Röschen Wolke wieder.

**) Der Name ist zu beachten. Viti von vite schnell, oder noch besser von St. Veit, wie ja auch der „Professor der Choreutik“ in Christoph Pechlin Mr. Faustin de St. Vit heißt. St. Veit wird gegen den Veitstanz angerufen. Der Vorname ist, wie oft bei Raabe, e contrario gewählt; sie ist nichts weniger als ein Engel.

Angela ist die erste, noch nicht ausgeführte Gestaltung der Fausta des „Heiligen Borns“; aber auch die Marianne Erdener aus „Gabian und Sebastian“ ist in ihr insofern vorgebildet, daß durch sie der Streit zweier Brüder veranlaßt wird, der mit dem Untergang des einen endet. Ihre Geschichte erzählt das 15. Kapitel, das ihren Namen als Überschrift trägt. Nach einem anfangs glänzenden Leben sinkt sie immer tiefer und nach langen Jahren, nachdem sie die Spur ihrer und Walters Tochter, die sie als Kind verlassen, aufgefunden hat, folgt sie, fast eine Bettlerin, ihr von Stadt zu Stadt. In der Verlorenen hat ihre bessere Natur, die Mutterliebe, gesiegt. Sie gibt sich nicht zu erkennen. Sie kämpft sich lieber, obwohl halb wahnsinnig vor Verlangen, sie an ihr Herz zu drücken, aus Furcht des Kindes Glück zu zerstören, zu Tode. In einem armseligen Stübchen stirbt sie in den Armen Alidas, die Richard Hagenheim zu ihr geführt hat, um sie durch das traurige Geschick der Mutter von ihrer selbstsüchtigen Liebe zu Georg Leiding, ihrem Pflegebruder, zu heilen und für wahre Künstlerschaft zu retten. Auch dieses sündige Leben wird vom Dichter versöhnend behandelt. Höchst ergreifend ist das letzte Beisammensein geschildert. „Vergib uns unsere Schuld, wie wir —“ stammelt die Sterbende, den Nacken der Tochter umschlingend. Sie stirbt; nicht länger windet und krümmt sie sich im Seelen- und Körperschmerz, sie hat sich lang gestreckt zur Ruhe, „der Sieg war erkämpft über den großen Schmerz des Daseins“. Auch sie hatte schwerer am Leben getragen, als Gottes Geschöpfe eigentlich tragen sollten, bemerkt der „Patriarch“ Rosenstein. Aber ihr Tod wirkt sühnend auf das fernere Geschick der Tochter ein; als Siegerin ringt diese ihre Zukunft der vertorrenen Gegenwart und Vergangenheit tapfer ab.

Eine wichtigere Stelle nimmt in der Anlage des Romans Alida *) ein. Ihre Darstellung erhält neben der Clärchens den größten Raum, während in der Chronik Luise und Rosalie nur Nebenpersonen sind.

Ihr Leben ist bedingt durch ihr Blut und ihre Jugendgeschichte. Ihr südliches Blut gestattet nicht, daß sie in dem friedlichen Hause des Professors Leiding zur Gleichmäßigkeit und Ruhe kommt. In seinem Hause wächst sie neben Georg und Eugenie auf, bis sie, fast noch ein Kind, aus freiem Willen einem fremden Maestro, der ihre Stimme gehört hat, in die Ferne folgt. Zum erstenmale springt die Selbstsucht (siehe den Namen) in voller Rüstung in ihr empor, wie sie selbst ge-

*) Auch ihr Name ist vielfach. Alido bedeutet im Ital.: ausgetrocknet, gefühllos, abgestumpft. Das ist sie nun allerdings nicht, vielmehr heiß und leidenschaftlich und wieder scheint der Name e contrario gewählt. Ist es Zufall, was ich nicht glaube, daß sie sich lieber Lida rufen läßt? Mit Liddy (Lydia) hängt der Name keinesfalls zusammen. Und wieder nicht ohne Grund gefällt ihr der Name Clärchens so gut. „Weißt du auch, was Clara bedeutet?“ fragt sie. Nämlich die Klare, Helle. So drücken beide Namen auch den Gegensatz der Charaktere aus.

steht. Sie wird eine berühmte Sängerin, schön und leidenschaftlich, aber mit sich selbst zerfallen; ihr gräßliches, trostloses Flatterleben, aller Ruhm und Reichthum hat sie nicht befriedigt; alles an ihr ist Schminke und sie hat viel geliebt (5 K.). An die Thür ihrer Geschwister wagt sie nicht anzuklopfen, ihr jüngstes Leben liegt zwischen ihr und ihnen, denn sie hat ihr Gewand durch den Schmutz geschleift (7. K.). Wenn sie auch nicht schlecht ist, nur ein „funkelndes Irlicht“, „ein funkelnder Blitz, der alles zerstört, wenn er die Erde berührt und ihre Bewohner“, so gähnt doch eine unausfüllbare Kluft zwischen ihr und den Geschwistern. Trozdem ist sie für Eugenie immer noch die liebe, liebe Schwester: sie ist zurückgekehrt und alles ist gut. Aber in ihrem wilden Leichtsinne reißt sie den schwachen Georg, obwohl er weiß, daß sie ihn nur eine Stunde lieben würde, an sich, und bloß das bewußte, kräftige Eingreifen Richards ruft beide ins Wachen zurück. Ulida geht, nicht mehr die alte, wilde Ulida (19. K.), sondern durch die Katastrophe geläutert und wieder werden auch wir versöhnt entlassen.

Etwa ein halbes Jahr nach dem „Frühling“ schrieb Raabe „Lorenz Scheibenhart“, eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Sie erzählt die unglückliche Liebe eines jungen Menschen zu einer Unwürdigen, die entscheidend für sein ganzes Leben wird. Der erst sechzehnjährige Schreiber des alten Landfiskals Algerman in Wolfenbüttel lernt in der Schenke „zum springenden Roß“ das Wirtstöchterlein Susanna kennen und lieben. Ein landsahrender Abenteurer, ein schmucker Bursch Levin Sander, sticht das Schreiberlein aus. Der Trost seiner Mutter ist vergeblich; nach ihrem Tode verläßt er Wolfenbüttel, läßt sich als Reiter der kaiserlichen, freien Stadt Goslar anwerben und tritt dann in die Dienste des tollen Christian von Braunschweig. Aber auch in dem wilden Kriegesleben wird er der Gedanken an die Treulose nicht ledig. Schwer verwundet kehrt er nach Wolfenbüttel zurück. Wieder genesen hilft er unter der dänischen Besatzung die Stadt gegen die Pappenheimer verteidigen. Jetzt bekommt er auch die Verlorene wieder zu Gesicht; ein bleich, verstört, hohlwangig Jammerbild findet er sie zusammengekauert an den Stufen der Kirchentür Beatae Mariae Virginis, im grimmen Winterwetter, ihr zehnjährig Kindlein im Arm. Wie er sie ausruft, stößt sie einen lauten Schrei aus und fängt bitterlich zu weinen an: „Mein Vater ist tot; er hat mich verflucht: wenn das Wasser pikenhoch über meinen Leib weggegangen ist, die Schmach zu waschen, soll mir vergeben sein; . . . wenn mein Kind nicht wär', wär' ich auch längst gestorben und hätt' die Schand' gesühnt.“ Mit dem Mädchen Herzeleid bringt er den verlorenen Schatz in ein Kämmerchen und schützt sie in der harten Zeit vor dem Hungertode. Aber pikenhoch ist das Wasser über den Leib der Susann' weggegangen, als Pappenheim die Festung unter Wasser setzen ließ. Dem Häuschen, in dem Susanne Zuflucht gefunden hat,

droht der Einsturz durch die Fluten. Scheibenhart rettet Mutter und Kind, aber eine feindliche Kugel zerschmettert das Boot und Susanne ertrinkt mit dem Rufe: „Mein Kind! Mein Kind!“ Auch dieses stirbt vor Kälte und Hunger in seinen Armen und „ist in das Himmelreich der Sünder eingegangen, wenn es auch nicht gefauft worden ist“. Scheibenharts Leben aber war zerstört, wenn ihm auch ein gütiges Geschick einen milden Lebensabend gewährt hat.

Wieder ist kein böses Wort über die Verfährte gesagt, wieder versöhnt die Mutterliebe mit ihrer Treulosigkeit, die sie ja allerdings schwer büßen muß. Gelöst ist auch der Fluch des Vaters und Scheibenhart gedenkt der Verfährten, „des armen, verlassenen Kindes“, nur mit Wehmut. Alle Schuld trifft den Verführer den er über das Grab hinaus haßt, wie er seine Liebe über das Grab hinaus bewahrt hat. „Seiner armen Seele sei Gott gnädig; aber über seinem Grabe sollen Hunde bei Tag und Eulen bei Nacht wachen!“ ruft er Levin Sander nach.

Eine Ausführung ins Schlechte, sittlich genommen, erfährt der Charakter der Angela Viti in der echten Cortigiana (Courtisane), der „großen Bagabondin“ Fausta la Tedesca im „Heiligen Vorn“, und merkwürdigerweise ist auch sie die Tochter eines Deutschen, des Arztes Benediktus Meyenberger aus Osnabrück und einer Italienerin, wie Alida, die Tochter Walters v. Hagenheim und der Angela Viti. Diese Blutmischung scheint dem Dichter kein gutes Ergebnis zu liefern. Beide Mädchen haben nur das heiße Blut der Mutter geerbt, und die Parallele geht noch weiter. Wie Angela Viti ist auch die Mutter Faustas, Lydia Santoni, untreu. Wie Walter durch Richard, findet der Ver- und Entführer Lydias den Tod durch den Betrogenen. Aber zum Unterschiede von Richard, der sich Alidas annimmt, sucht der verratene Simone Spada im Verein mit dem Vater die ruchlose Tochter unschädlich zu machen.

An der Weser auf dem Heimwege nach Italien aus Osnabrück, wo er Meyenberger begraben hat, selbst kaum von schwerer Krankheit genesen, sieht Simone seine Verderberin wieder. Sie befindet sich mit Campolani auf der Flucht vor dem Grafen von Pyrmont, den sie, nachdem er ihr entbehrlich geworden, verraten hat. Simone wird durch einen Schuß, auf Faustas Befehl abgefeuert, getötet, aber auch sie durch eine Kugel mitten im Flusse niedergestreckt. Zu Ende war das große Trauerspiel: Fausta la Tedesca! Nur ihre Leiche, die Campolani im Stiche lassen muß, bleibt dem an Leib und Seele gebrochenen Grafen von Pyrmont.

Fausta ist mit Miß Christabel Eddish in „Christoph Pechlin“ die einzige Gestalt, die nicht entschuldigt wird, die ohne jedes Licht, dunkel in dunkel gemalt ist, deren Geschichte nicht in dem einen oder anderen Sinne versöhnlich ausklingt. Selbst an ihrem Sarge findet der Dichter kein verzeihendes Wort; denn nicht eine Verfährte ist Fausta, eine arme Unglückliche, sondern eine Verführerin, eine große Sünderin,

die kalten, selbstsüchtigen Herzens Verderben austreut und selbst ihren eigenen Vater mit Hohulachen verleugnet. So ist sie eine Vorwegnahme des Moses Freudenstein, ins Weibliche übertragen, aber selbst ohne die Entschuldigungen und Begründungen, die immerhin noch für diesen sprechen können.

Eine arme Verführte, verführt durch alle Künste eines Weltmannes, des Melander¹⁾ von Rhoda, die er in der Stadt Paris gelernt und wofür er sein Hab und Gut als Lehrgeld hingegeben hat, ist Luise von Wachenstein in „Nach dem großen Kriege“, wenn sie auch dem vornehmsten Stande angehört.

Der Oberlandjägermeister Ulrich von Wachenstein, ein vornehmer, schöner Herr, war zugleich der einzige ehrliche Mann und seine Frau Luise die einzige keusche Frau am Hofe des Kurfürsten. Das hat die Höflinge sehr ergrimmt und Melander von Rhoda wettete, er wolle die Oberlandjägermeisterin binnen kurzer Zeit dahin bringen, daß sie unter den Tollten und Ausgelassenen die Tollste und Wildeste sein werde. „Was ist doch Verführung für ein fein Ding und doch — nach dem Tode — das gewaltigste.“ Luise war nur so lang gut und brav gewesen, als die Verführung fern von ihr geblieben war. Der Rhodaer gewann seine Wette und spät erst ging Ulrich von Wachenstein das schreckliche Licht der Wahrheit auf. Im Zweikampf streckt er den ruchlosen Verführer durch einen Pistolenschuß nieder und das treulose Weib sündet einen entsetzlichen Tod durch die Hand des betrogenen Gatten. Sie muß büßen, daß sie aus Schwäche und Genußsucht den Weg der Ehrbarkeit verlassen hat; die Schuld aber trägt im Grunde auch hier der nur allzu gewandte und erfahrene Verführer.

„Wer kann wider das Geschick! . . . Wer kann es wenden, wenn der Himmel einfällt?“ philosophiert der Erzähler der Geschichte der „Kinder von Finkenrode“ (S. 273⁶⁾). Den Gedanken „Wer kann es wenden?“ führt er an einem Beispiele aus, an Röschen Wolke, der Tochter des verkommenen Schauspielers Emil Wolke und seiner Frau Hermine, die totkrank, das Röschen dem braven, selbst verwaissten Heinrich Knispel, sterbend ans Herz gelegt hat. Knispel ist ein uneheliches Kind, denn die Mutter blieb bis zu ihrem Tode eine geborene Knispel, aber sie ist eine resolute, wackere Frau und gute Mutter: „man kann Gutes von ihr sagen“ und sie bringt sich ehrlich durch einen Handel mit Lebensmitteln fort. Es schadet also in den Augen des Dichters weder der Mutter ihre ehemalige Verirrung, noch dem Kinde seine illegitime Geburt. Heinrich hält, so jung er ist, das gegebene Wort. Er und Röschen, ein liebliches, zartes Wesen, das zum schönsten Mädchen der großen, großen Stadt heranwächst, wohnen im Hintergebäude des Hauses von

¹⁾ Gelegentlich sei bemerkt, daß auch dieser Name „Schwarzmann“ mit vielem Bedacht gewählt ist.

Hellen. Hugo van Hellen, der übrigens nicht, wie Junge meint, adelig ist, wird auf ihre Schönheit aufmerksam, gewinnt die Unerfahrene als leichte Beute und entführt sie nach Venedig. Nach kurzer Zeit kehrt sie in einer kalten Winternacht krank, verlassen und gebrochen zurück und Knispel, der den Entführer vergeblich verfolgt hatte, ja, da er ohne Geld und Paß gewesen, auf dem Schub zurückgebracht worden war, nimmt sie glücklich wieder auf. Er hat kein Wort des Vorwurfes, nur Worte der Beruhigung für sie, als sie am folgenden Morgen in schwere Selbstanklagen ausbricht: „O, Heinrich, ich habe gesündigt, schwer gesündigt und bin gestraft — unsäglich gestraft!“ Auch Leutnant Ringelmann, der Freund und Waffengenosse von Hugos Vater, des Majors van Hellen, will die Schuld, so viel an ihm liegt, gut machen, kaum daß er erfahren hat, Röschen sei wieder da, und seine Frau ist ganz seiner Meinung, sie wollten sie zu sich nehmen. Röschen jedoch, krank zum Sterben, entschlummert bald still und ruhig. Wie ihr Name schwebt sie an uns vorüber, sie vergeht, wie ihr Vater und ihre Mutter vergangen sind. So skizzenhaft ihre Gestalt, obgleich sie eigentlich die Hauptperson ist, gezeichnet wird, wir werden von ihrem Geschick, dem eines armen, trotz dem braven, herzenguten Knispel schußlos der Verführung der Welt preisgegebenen Kindes tief ergriffen. Nicht sie ist schuldig, nur der gewissenlose van Hellen. Wir verstehen alles und können sie nicht anklagen, nur beklagen.

„Ein Geheimnis“ mag nur erwähnt werden. Claude Ballot hat seine hübsche galante Tochter, Mademoiselle Ballot — sie führt keinen anderen Namen — dem Herzog von Chaulnes verkauft. Sie ist zwar „ein reizendes Schätzchen“, sonst aber nicht eben durch viele gute Eigenschaften ausgezeichnet. Der Abenteuerer Stefan Vinache heiratet sie, da sie vom Herzog eine vortreffliche Aussteuer erhält. Mit ihr geht in der Ehe eine merkwürdige Wandlung vor. Die frühere Maitresse des Herzogs von Chaulnes verehrt den ihr aufgedrungenen Mann, selbst als sie arm geworden sind, auf den Knien; sie wird die treueste, liebendste Gattin und bleibt es über den Tod Stefans hinaus. Auch der Vater hat sich nicht länger über das wilde, unbändige Gebahren der Tochter zu beklagen, obwohl ihr Fall doch nur seine Schuld, freilich auch die der lässigen Sitte der Zeit gewesen ist. Wir scheiden von ihr mit einem Gefühle von Achtung.

„Der heilige Born“, „Wer kann es wenden?“, „Ein Geheimnis“, „Nach dem großen Kriege“, „Unseres Herrgotts Kanzlei“ hat Raabe vom September 1859 bis Ende September 1861 geschrieben und in diesen zwei Jahren und fünf Geschichten sechs der in Rede stehenden Gestalten von verschiedenen Seiten dargestellt, so daß angenommen werden muß, diese Figur hat den Dichter stark beschäftigt. Im heiligen Born sehen wir die Courtisane großen Stils; Nach dem großen Kriege und Ein Geheimnis bringen je ein Beispiel aus der Zeit Ludwigs XIV.,

das eine aus dem vornehmsten Stande Deutschlands, das andere aus dem Bürgerkreise des damaligen Paris; ein rechtes Gegenstück zu der hochstrebenden, ihr Schicksal selbst schmiedenden Fausta ist das arme, willenlose Röschen Wolke. „Unseres Herrgotts Kanzlei“ stellt uns in Frau Johanna eine Persönlichkeit vor Augen, die einen nicht geringen Anteil hat an den Ereignissen und in der „Scheuerin“ eine arme Verratene, deren trauriges, allerdings nur einen Hintergrund bildendes Geschick die Katastrophe der eigentlichen Romanhandlung herbeiführen hilft; die erste wieder ein starkes, wildes, leidenschaftliches Weib, die zweite eine willenlose Beute widrigen Schicksals.

Frau Johanna ist „die Beiläufigerin“ des in Magdeburgischen Diensten stehenden Söldnerhauptmanns Springer. Dieser hat seine Frau, sie ihren Mann sitzen lassen. „Das verlaufene Weib“, eine schlaue Kreatur, verschmäht aber auch nicht, zu des Hauptmanns Leutnant Adam Schwarze in einem nicht eben platonischen Verhältnis zu stehen. Tief verlezt durch die öffentlichen Beschimpfungen, die sie dulden muß, in Gefahr an den Schandpfahl gestellt zu werden, ist sie voll Wut „gegen die pfäffischen Bürger, die schimpfenden schwarzköpfigen Prediger, die ehrbaren Weiber, diese ganze fromme, tugendhafte, salbungsvolle, pharisäische Stadt“. Deshalb reizt sie ihre beiden Buhlen zum Verrate gegen Magdeburg. Mit ihr geht jedoch eine merkwürdige Umwandlung vor, seitdem sie einen tiefen Einblick in die Seele des durch die steten, geheimnisvollen Drohungen eines unfassbaren Gegners gebrochenen Schwarze getan hat. Durch ihn und mit ihm hatte sie gehofft, einen Weg aus der Verlorenheit ihres Lebens herauszufinden. Nun ist er ihr fast verächtlich geworden, sein dunkler Verfolger dagegen erscheint ihr beinahe wie ein Rächer auch ihrer eigenen beleidigten, in den Staub getretenen Frauenwürde. Wer ist dieser Rächer? Er nennt sich in Magdeburg Andreas Krizmann. Sein war mit Leib und Seele Anna Scheuer, ein Ulmer Bettlerkind, gewesen. Daß er sie vergesse, hatten ihn die stolzen, harten Eltern nach Portugal geschickt. Zu Hause saß indes Anna mit ihrem Töchterlein in Kummer und Elend, und als ihr Schwarze die falsche Nachricht brachte, ihr Verlobter habe in Lissabon mit einer Andern Hochzeit gehalten, erwürgte sie im Wahnsinn das Kind und wurde dafür „gesäckt“. Zurückgekehrt hat sich Krizmann an die Fersen des Verderbers geheftet und ihn nun in Magdeburg körperlich und geistig zerbrochen. Diese Geschichte hat auch Johanna erfahren und sie, die gedacht, daß sie nimmer eine Träne finden könne, hat um ihn geweint, sie, das entwürdigte, verspottete, verachtete Weib; ihm wäre sie gefolgt wie eine treue Hündin, um seiner Liebe zur Scheuerin willen. Diese treue Liebe ist gleich einer Offenbarung über sie gekommen. Dem toten Krizmann, der von einer feindlichen Kugel getroffen worden ist, zuliebe will sie dem Markus Horn Schwarze in die Hände liefern. Markus faßt es, daß die

einst so schwer Gefränkte nun in blutigem Groll gegen alle Welt aus dem Staub aufschaut und „ein unglückselig, verloren Weib“ Trost und Genüge allein bei dem sucht, was schrecklich ist. Dennoch kann er sich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß er die ersehnte Nachricht aus jeder anderen Hand lieber nähme, als aus der ihrigen und so muß er unverrichteter Sache gehen. Johanna verläßt schön und strahlend, wie zum fröhlichen Feste geschmückt, die Wohnung des Hauptmanns. Dann verschwindet sie, aber wir können vermuten, daß sie den Tod in der Elbe gesucht und gefunden hat. Sie büßt ihr sündiges Leben mit dem Tode, nicht ohne daß vorher ihre bessere Natur hervorgebrochen ist. Wir aber empfinden zuletzt Mitleid mit dem schönen, wilden Weib, das sich nicht mehr aus dem Schmutz hat retten können, tieferes freilich noch mit der unglücklichen Anna Josepha Scheuer, die eine kurze Liebestwonne mit dem Tode durch Henkershand bezahlt hat.

Ein wildes, tollköpfiges, aber gutherziges Ding wie Udele Lanterre (Nach d. groß. Kr. 153⁴) ist Henriette Trublet im Hungerpastor und wie jene, eine Mätresse Ottos von Rhoda, sich dessen verlassenen Töchterchens annimmt, so diese, die Mätresse Theophile Steins, seiner betrogenen Gattin Kleophea. Lachend und übermütig, seiner Unbeholfenheit spottend, trifft sie zuerst Hans Unwirth, als er den Jugendfreund aufsucht. Aber schon da er sie das zweitemal sieht, schreitet sie ihm gebeugten Hauptes auf der Treppe der Wohnung Moses' entgegen; sie hüpfet und lacht nicht mehr, sieht bleich aus. Zum drittenmale sieht er sie als ärmlich gekleidetes, hageres junges Weib unter den Bäumen des Parkes vor dem Hause des Rates Götz. Er eilt, da ihn ihre Augen in schmerzlicher Hilflosigkeit zu suchen scheinen, hinab und findet endlich das Schattenbild des kleinen französischen Mädchens auch in der äußeren Erscheinung recht herabgekommen „ganz, ach ganz und gar das arme Gröllchen ihres Landmanns de la fontaine“. Sie schüttet ihm ihr Herz aus. Erweckt das unser tiefstes Mitleid, so entschuldigt sie der Dichter noch mehr, indem er sagt: „Henriette Trublet war nicht dazu gemacht, auf den geradesten Wegen durch das Leben zu gehen. Sie trug ein abenteuerlich Köpfschen auf den Schultern und glaubte nur an den Augenblick“. So war sie Theophile Stein aus Paris nach Deutschland gefolgt, wo sie, arm, rat- und hilflos, ganz in die Hände des schlechten Menschen gegeben, sein verachtetes, mißhandeltes Spielzeug wurde. Freundlich und liebevoll empfängt sie Franziska Götz; sanft leitet die Stille, Liebliche, Unschuldige die arme französische Henriette, das fremde, leichtfertige, junge Weib die Treppe in ihr jungfräuliches Stübchen hinauf; ihre Locken berühren die Stirn der Sünderin. Am anderen Morgen spricht sie zu der Erquickten und Beruhigten ernst und eindringlich von der Zukunft. Henriette soll und will heim in ihr Vaterland und sich durch die Arbeit ihrer geschickten Hand nähren. Mit den ärmlichen Schätzen Weider ausgestattet führt sie ihren Entschluß aus, nachdem

sie noch versprochen, vor allem die entflohene Kleophea zu suchen, und sie hält ihr Versprechen in jeder Beziehung. In der opernhafsten Szene an der Küste von Grunzenow befindet sie sich mit Kleophea unter den Geretteten des gestrandeten französischen Dampfers. Nachdem sie in wilder Überschwenglichkeit ihrer Liebe und Dankbarkeit Ausdruck gegeben, erzählt sie, wie sie in Paris in der Erinnerung an ihre Wohltäter fleißig gearbeitet, Kleophea gesucht und zur rechten Zeit gefunden hat und wie sie gemeinschaftlich in Petersburg ein neues Leben führen wollten. Aber nach dem Tode Kleopheas regt sich wieder das französische Blut; sie wäre vergangen, wenn man ihr nicht die Mittel gegeben hätte, ihre Sehnsucht nach der Welt zu befriedigen. Zwar weint sie beim Abschied bitterlich und glaubt ihn nicht überleben zu können, aber sie flattert doch lustig fort. In Petersburg heiratet sie einen sehr reichen deutschen Bäcker und macht ihn so glücklich, als sie es vermag.

Eine Verlorene, allerdings nicht in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes, ist auch Kleophea. Doch hat auch sie die ruhige Bahn bürgerlicher Sitte verlassen und ist mit Theophile Stein entflohen. Aber sie entschuldigen gleichfalls die unleidlichen Verhältnisse des Elternhauses. Sie hat allerdings schwer gebüßt, aber selbst in der schändlichen Umgebung des schurkischen Gatten stets ihre vornehme Natur gewahrt. Auf dem kleinen Friedhof zu Grunzenow findet das schöne, stolze Weib ihre Ruhe. Kann man beide, Henriette und Kleophea, wenn sie auch ihr Teil an ihrem Geschick tragen müssen, verurteilen? Liegt nicht wieder die Hauptschuld an dem elenden Theophile Stein?

Auch in „Drei Federn“ gelangt ein Mädchen durch ihren Leichtsinns und die Sucht, die zweifelhaften Freuden des großstädtischen Lebens, wie sie ihr der Schuft Pinnemann vormalt, zu genießen, hart an den Rand des Verderbens und nur durch das rasche, kräftige Eingreifen von Freunden wird sie vor einem traurigen Schicksal bewahrt. Es ist Luise Winkler. Bedeutsam wird gleich bei ihrer ersten Einführung von ihr gesagt: Friedrich war blind geboren und stammte von kleinbürgerlichen Eltern, die starben, nachdem sie noch eine sehende Tochter erzeugt hatten. Aber wie die blinde Eugenie im „Frühling“ mehr sieht, als der sehende Georg, so hier der blinde Bruder mehr als die sehende Schwester. Bedeutsam ist ferner, daß die Geschwister als Waisen, wie sehr oft bei Raabe, im Grunde schutzlos dem harten Leben preisgegeben sind. In der großen Stadt, wohin der Arzt Sonntag, der Freund des Bruders, übergesiedelt ist, erkennt seine Frau, die helläugige Matilde, sofort die Sachlage, findet sie doch in der Wohnung der Geschwister Dinge, die sie mit berechtigtem Mißtrauen und Widerwillen erfüllen müssen, allerlei trödelhaftes Zeug, das deutlich die Marke: Pinnemann trägt. Und Luise fühlt das unter dem Blick Matildens. Sehr hübsch, zierlich und so leichtsinnig lustig wird „das arme, niedliche Ding“ rot und verlegen. Zu spät ist die junge Frau noch nicht gekommen, sie

sieht, daß die arge Welt der „kleinen Närrin“ arg mitgespielt hat. „Wir wollen deshalb auch so billig als möglich sein und sie sanft anfassen“ sagt sie zu ihrem Manne. Wie alle Leichtsinnigen beschuldigt sich Luise selbst. Sie sei ein unerzogenes, selbsterzogenes, verzogenes Geschöpf, sie sei „entsetzlich“, betrübe den Bruder und mache ihn elend; es wäre am besten, man lasse sie laufen, und es kümmere sich keiner um sie, sie sei ja keiner Sorge und Liebe wert. Sie habe keine Ruhe im Hause hinter dem Nähzeug, liebe die freie Luft, den Sonnenschein, die Landpartien und bals champêtres, gehöre auf den Jahrmart und nicht in das stille, bürgerliche Behagen. So ist es ein Wunder, daß diese „unbehütete, feine und hübsche Waise“ bis jetzt durchs Leben gekommen ist, ohne noch viel, viel mehr von Hohennörlinger Aufstandsbegriffen aufgegeben und verloren zu haben, so ist es kein Wunder, daß der Leichtsinn siegt und sie mit Pinnemann durchgeht. Von ihm, der von der Polizei verfolgt wird, gewissenlos im Stiche gelassen, wird sie von Dr. Sonntag, der beiden nachgesehen hat, aufgefunden. Sie ist ganz so wie früher; sie schreit ein wenig auf, schämt sich sehr, weint und spielt die kleine Komödie solcher „Schmetterlingsexistenz“ weiter; noch auf dem Rückweg ist sie eines rechten Begriffes ihrer Lage nicht fähig; matt und willenlos schläft sie nach all den Aufregungen und Leiden des Tages wie ein Kind. Das versteht Sonntag sehr wohl und so bleibt ihm nichts zurück von aller Unruhe, allem Groll und Haß, als ein tiefes Mitleid für die verlorenen, verführten und einsamen Seelen, deren Wege sich mit dem seinigen verschlungen haben. Auch als Wärterin des Notars Hahneberg muß die hübsche Sünderin, die, wenn sie nicht ihre reuigen, zerknirschten Stunden hat, so leichtsinnig und fröhlich ist, wie vorher, scharf im Auge behalten werden.

Eine Sünderin ganz anderen Schlages, durchaus nicht leichtsinnig, man möchte vielmehr sagen, ihrer Nationalität gemäß, kühl berechnend und selbstsüchtig, überdies früh verderbt, ist die Engländerin Miß Christabel Eddish in der internationalen Liebesgeschichte Christoph Pechlin. Die Entlarvung der sehr zweifelhaften Dame, deren Name Spätheu oder Grummet bedeutet — sie ist über die erste Jugend lang hinaus, denn sie ist dreißig Jahre alt, gibt sich aber für fünfundzwanzig aus — und die offenbar ein reich bewegtes Leben hinter sich hat, ist der Angelpunkt der „Burleske“. Wir erfahren, daß sie dem Sir Hugh Slidderly, der sie nun wie die Pest flieht, ein Kind geschenkt, sich aber darum nicht gekümmert hat. Durch den Rechtsanwalt Schmolke ist Slidderreddish, wie der Dichter witzig diese Frucht der Liebe nennt, dem Dr. Dachreiter übergeben worden. Aber nicht genug damit. Auch der Professor der Choreutik in der Erziehungsanstalt, Mr. Faustine de St. Wit erkennt in ihr eine ehemalige Schülerin eines Lütticher Instituts, die seine Geliebte gewesen war. Pechlin ist erlöst, die Miß, sich auch ferner nicht um das Kind

kümmern, geht nach Amerika, verheiratet sich mit dem Reverend Mr. Snodbery und hat die Absicht, sich nach Neu-Südwaies zur Bekehrung der dortigen Eingeborenen zu begeben. Mit dieser bissigen Bemerkung nimmt der Dichter Abschied von ihr. Sie ist die einzige, für die er keinerlei Entschuldigung findet, während doch selbst Fausta aus ihrem südlichen Blute zu erklären ist und wenigstens einmal einen Blick in ihr Inneres getan hat. Ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Haltung also behandelt sie Raabe voll Hohn und Spott und stellt sie ganz unbarmherzig in ihrer vollen Schlechtigkeit und Herzlosigkeit dar, ohne auch nur einen Lichtstrahl auf sie fallen zu lassen.

Der Zeit nach voran geht der Schüdderump. Es würde uns gewiß wundern, wenn in diesem eine Gestalt fehlen sollte, an der sich zeigen ließ, wie übel es im allgemeinen um diese beste aller Welten stehe. Wir finden denn auch die arme, nit und ohne Schuld vom Leben hart mitgenommene schöne Marie Häußler. An einem heißen Julitage langt sie auf einem Karren — einem Seitenstücke des „Schüdderump“ — geleitet von einem Landreiter vor dem Siedenhause ihres Geburtsortes Krodebeck an, mit ihr ihr Töchterchen Antonie Häußler. Sie liegt auf einem Bündel Stroh, das Gesicht in dieses Stroh vergraben, als könne sie nichts mehr von der Welt brauchen und wolle nichts mehr von ihr sehen. „Sie kommt in der Kutschen und mit zwei Bedienten ins Dorf zurück, wie sie es selbst vorausgesagt hat“, höhnt ein altes Weib. Die Frau v. Lauen erscheint: „Den Tag, an welchem sie kommen würde, konnte ich nicht voraus wissen, aber gewartet habe ich seit Jahren darauf. Ja, es ist auch für Sie eine recht nachdenkliche Geschichte, Fräulein Adelaide“; diese nämlich hat durch ihre verkehrte Erziehungsweise, da sie Marie über ihren Stand erheben wollte, mit zu ihrem Verderben beigetragen.

Marie ist durch eigene und fremde Schuld verdorben. Ihre Geschichte wird im 5. Kapitel erzählt, kurz, abgerissen, aber wir können viel daraus lernen. Ihr Vater war Dietrich Häußler, der Dorfbarbier von Krodebeck. Er trägt die eigentliche Schuld an ihrem Verderben. Marie kam in die weite Welt hinaus und erlebte daselbst viele Dinge, ehe sie nach Krodebeck zurückgebracht wurde, um daselbst ebenfalls unterzugehen (S. 28⁴). „Das ist das Erstreuliche am Leben, daß der Mensch für seine Natur kaum verantwortlich zu machen ist. . .“ Im Armenhause (7. K.) hat die Frau v. Lauen der schönen Marie das Kopfkissen noch einmal zurecht gemacht und sich dann entfernt. Hanne Allmann, bisher die einzige Bewohnerin des Hauses, nimmt sich der Mutter und der Kleinen an. Diese Szene gehört, beiläufig gesagt, zu dem Schönsten, was ich bei Raabe gelesen habe. Auch die alte, weise Jane Warwolf kommt der Totkranken aufs zarteste entgegen, „bei besserer Besinnung findet man wohl das richtige Maß und legt

nicht Alles und Jedes übers Knie, wie einen unnützen Buben, zumal wenn man weiß, daß es doch zu nichts hilft“. Sie möge sich keine grauen Haare wachsen lassen um das, was hinter ihr liege. „Ich lasse mir keine grauen Haare wachsen“, ruft die ehemals schöne Marie. „Zum Verbleichen wird jetzt die Zeit nicht mehr langen und darum gräm' ich mich nicht. Ich habe auch Keinen gefunden, der mich auf einen anderen Weg gewiesen hätte und so bin ich denn aus eigenem Geschmack auf diesem hieher gekommen.“ Sie bereut nicht und verlangt kein Mitleid; durch ihr zum Teil selbstverschuldetes Geschick zermürbt und zerbrochen, weist sie Jane zurück. „Ach Marie, was Alles mußt du erlebt haben!“ ruft diese tief traurig und voll Verstehens. Nur die Sorge um ihr Kind bereitet der Sterbenden Not. Aber sie kann beruhigt aus dem jammervollen Leben scheiden; das unglückliche Los der Tochter ist ja unmöglich vorauszusehen. Auch diese, wenngleich schuldlos, verfällt dem Schüdderump: „Mir ist mein Bündel gemacht wie meiner Mutter und ich bin ohne Heimat wie sie. Sie wurde gejagt und ihr Kind hat es nicht besser getroffen“ (S. 265). Und wir? Wir verstehen mit der weisen Jane alles und werfen keinen Stein auf die arme, schöne Marie.

Eine eigenartige Stellung nimmt die wilde Doris Radebrecker in der „Innerste“ ein. Ihr Vater ist Eigentümer der romantisch gelegenen Buschmühle an der oberen Innerste, aber die ist nun zerfallen und der Buschmüller hat sich ein anderes Brot gesucht. Er ist Wilderer, Dieb, vielleicht noch Ärgeres und der Fehler von allerlei Gefindel geworden. Dabei hilft ihm Doris nicht wenig. Sie ist ein Prachtmädchen ganz nach dem Sinne des Vaters. Nicht häßlich, aber seltsam verwildert, mit rotem, brennendem Haar, hastig geflochten um eine fast männlich breite Stirn gewunden, schlank, hager und gebräunt von Sonne, Wind und Wetter, mit hellen, großen, grünblauen, kühlen Augen stellt sie das rechte Bild der Nixe der Innerste dar. „Wer die Doris aus der Sägemühle zwischen Lautental und Wildemann kennen gelernt hat, der weiß sein übrig Leben davon zu erzählen, wenn er nicht lieber den Mund hält zu seinem eigenen Besten“, meint der Korporal Jochen Brand, der gleichfalls mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte. So weiß auch Albrecht Bodenhagen, der schwache Sohn des Waldmüllers weiter unten an dem wilden Bergflusse, von ihr zu erzählen. Dem strengen Vater entgegenweichend ist er nur bis Radebreckers Mühle gelangt, aber wie er von da in den Krieg gekommen, davon weiß nur die Doris am besten auszusagen. Jedenfalls hat er sie sehr gegen ihren Willen verlassen, wie wir aus einer Bemerkung ersehen: „Es klingt durch die Nacht das Rauschen des Mühlwassers und Wehen des Windes, wie ein kurz abgerissenes Stück aus dem alten, alten Liede von der Treue.“ Nun hat Albrecht, aus dem wilden Krieg heimgekehrt, Lieschen Papenberg geheiratet und denkt mit Schrecken des alten Liebchens, das sich, wie er es

kennt, zu rächen versuchen wird. Er täuscht sich nicht. Vergebens hat sein Abgesandter, sein ehemaliger Korporal Brand, auf sie einzuwirken gesucht: „Wenn du wirklich ein Weiberherz in der Brust trügest, so ließeſt du auch das Vergangene auf ſich beruhen, zumal ſolch einem armen Tropf gegenüber, der, wenn er dich gekränkt hat, dazu gekommen iſt, wie zu allem Anderen in ſeinem Leben, ohne wie ein rechter Mann davon zu wiſſen. . . Und wenn du da die Unholdin ſpielen willſt, iſt's nicht aus eigenem Herzensjammer, ſondern aus Bosheit und Luſt am Schaden. Hier haſt du dein Leben, wie du es verlangſt und kannſt kein anderes gebrauchen.“ Vergeblich, denn es iſt doch nicht bloß Bosheit und Luſt am Schaden, es iſt doch eigener Herzensjammer, die Liebe zu Albrecht in ihrem wilden Herzen, der ſie nicht verzeihen läßt. „Hier in der Buſchmühle“, entgegnet ſie, „bin ich geboren und aufgezogen worden und jezo bin ich, wie ich bin. . . . Mit dem armen Tropf, dem Weichmaul, dem blöden Schäfer hab ich's. Was weißeſt du von mir und ihm? — Er hat mehr gekriegt, als ihr anderen alle und es war eine Zeit, da hätte er mich wohl zu einem lieben, guten Weibe machen können! Und jezo ſoll er die Rechnung bezahlen. . .“ So ängſtigt ſie ihn und ſeine Familie zunächſt. Aber die böſe Geſellſchaft wird aufgehoben. Der Vater endet am Galgen. Doris weiße ſich zu befreien. Sie ſammelt eine Schar Geſindel und überfällt am Weihnachtsabend die Mühle Albrechts. Der Angriff wird abgeſchlagen. Doris, die am geiſtlichen, freischiendſten, zornigſten, giftigſten getobt hat, bricht im Eiſe der Innerſte ein und ertrinkt, nachdem ſie den wackeren Korporal tödlich verwundet hat. „Für ſie“, ſagt er ſterbend, „war keine Zuflucht, als die Lagerkameradſchaft, der Krieg mit der Welt bis aufs Meſſer. Adjes, Albrecht, ich mache mir nichts daraus, und ich glaube, ſie macht ſich auch nichts daraus, daß es zu Ende iſt.“ So wird alſo auch dieſes unbändige Kind aus ihrer Zeit, Erziehung und Umgebung erklärt, das heißt wieder entſchuldigt.

Der Wintergeſchichte „Die Innerſte“ folgt die nach einer Unterbrechung von nur wenigen Tagen begonnene „Hochſommergeſchichte“: Vom alten Proteus. In ihr erſcheint im Gegenſatze zu der wilden, derben Doris, ganz der „krauſeſten Arabeske eines deutſchen Dichters“ (Brandes) entſprechend die elſenhafte, als Spuk in eine alte Weide gebannte, ſchöne Sünderin Innocentia. Die Erzählung iſt viel, viel tieffinniger, als man ihrer Einkleidung nach vermuten möchte. Die ehemalige Ballerina zeigt ſich dem Liebespaar Hilarion und Erneſta im Walde „unbeſchreiblich lieblich von Miene und Figur, aus Duſt gewoben, ein lächelnd Nymphen, in die Weide gebannt zur Strafe ihrer Sünden“. „D“, ſingt der liebliche Spuk, „es gibt noch eine Gerechtigkeit! Dürſten dreißt ſämtliche Moraliften und Moralifſtinnen des Weltalls ausruſen. Ich bin die gute Seele — die verkannte gute Seele! Ich bin der Welt Fröhlichkeit, und Recht iſt mir geſchehen. . .“

Ich hab' mein Erdenherz an einen Narren gehängt und bin zu meiner Besserung in eine hohle Weide gesperrt worden und mein Narr hat heut' ein Stück von einer Eichel in einem hohlen Zahn. . Wenn ihr sündigt, sündigt aus einem guten Herzen.“ Und „der Narr“, vor dreißig Jahren einer der elegantesten Genieoffiziere der Armee, meint aus seiner Waldeinsiedelei ins Leben zurückkehrend von ihr: „Sie, die Süße, Lichtglänzende, die Arme hätte als Prinzessin sterben können und sie ist an meiner Dummheit, am gebrochenen Herzen gestorben. O, Innocentia, und um was für eine geschraubte und verschrobene Gans habe ich das schönste Glück des Lebens nicht aus deinen Händen und deinem Herzen annehmen wollen?“ So „glänzt und lächelt ihm das lieblich durch die Nacht der Zeiten. . . Sie hatte einen so üblen Ruf und war doch die Schönste und Beste, die Unschuldigste von allen! Innocentia! Wie haben wir uns so grimmig lächerlich gemacht, wenn wir über ihren süßen Namen lachten und schlechte Wiße darüber rissen“. So schattenhaft demnach auch die Längerin durch die Geschichte schwebt, wir erkennen ihren Charakter außerordentlich deutlich und sehen, wie der Dichter über sie denkt und noch schärfer, wenn wir die gleichfalls spukhafte Rosa von Krippen ihr gegenüberstellen. Nicht das äußere, geradlinig verlaufende, nach gewöhnlicher Anschauung anständige Leben ist der Maßstab, mit dem wir immer messen dürfen; Innocentia ist schuldlos, selbst wenn sie gesündigt hat, da sie nur aus gutem Herzen gesündigt hat. Auch der tadellose Constantius, der sie verschmähte, trägt ja ein Stück von einer Eichel in seinem hohlen Zahn.

Es ist schon oben (S. 6) darauf hingewiesen worden, daß Marianne Erdener in „Fabian und Sebastian“, wie Angela Bitti im „Frühling“ (und hier sei hinzugefügt, wie Hedwig Lindner in „Nach dem großen Kriege“) Veranlassung zu einem Streite zwischen Brüdern ist. Aber dieses „Motiv“, von Junge in seinen ausführlichen Untersuchungen merkwürdigerweise nicht erwähnt, wird in den drei Erzählungen verschieden verwendet. Im „Frühling“ ist eine zweifelhafte Dame Ursache und Preis des Bruderzwistes, der den Tod des einen und zwar des Schuldigen im Gefolge hat. „Nach dem großen Kriege“ enthält einen Kampf um die gemeinsame Jugendfreundin, der nur durch einen glücklichen Zufall nicht tödlich ausgeht. In „Fabian und Sebastian“ begehren wieder zwei ungleich geartete Brüder dasselbe Mädchen, aber es kommt nicht zu einem Kampf von Person zu Person, wohl aber unterliegt der bessere den Ränken des gewissenloseren. Dieser Kampf ist zwar in die Vorgeschichte verlegt und wir hören nur bei Gelegenheit davon, aber er ist doch der eigentliche Keim, aus dem sich alles andere entwickelt hat.

Vor fast genau zwanzig Jahren haben sich Sebastian Pelzmann, der in einer Familie von lauter Phantasten den einzigen klaren, vernünftigen Kopf (im Sinne des „Säculums“ genommen) auf den Schultern trägt und der muntere, vergnügte

Luftflieger Lorenz endgültig entzweit; ebensolang ist es, daß Marianne Erdener, die Tochter des Schäfers Thomas von Schielau wegen Ermordung ihres Kindes im Zuchtthause sitzt. Sie war „ein hübsches, frisches, quickes Ding“ gewesen und der „biedere Monsieur Sebastian hat in der Beziehung allerwege einen feinen Geschmack prästiert“ und vergebens hat sich der schöne Lorenz zu ihrem „Champignon“, wie der wackere Amtmann Kumpfer sagt, aufgeworfen. Knövenagel, das Faktotum des Hauses, hatte sein Patenkind, an dem er einen Narren gefressen, unglücklicherweise ins Haus gebracht. Dem künstlerisch angelegten ältesten Bruder Fabian war das hübsche, damals sechzehnjährige Kind aufgefallen und er hatte sie als Schäferin in Schokolade abbilden wollen. Sebastian aber hatte sie für sich genommen, sie unterrichten lassen, um das schöne Mädchen zur Dame zu machen und das war für sie ebenso verhängnisvoll geworden, wie der Erziehungsversuch des Fräuleins Adelaide de Trouin für die schöne Marie Häußler. Dann hatte er sie nach Italien geführt, sie dort verlassen und ein paar Monate später war sie heimgekehrt und hatte nach einer letzten, fruchtlosen Unterredung mit dem Verführer ihr Kind ertränkt. Nun soll sie frei werden. Mit Schrecken zählt Sebastian die Stunden bis zu jener, die das Kind des Schäfers Thomas Erdener noch einmal in Freiheit setzen und sie ihm hergenhaft, grauhaarig, hager und grinsend, als gealterte Zuchthäuslerin wieder in den Weg stellen wird, auf welchem er sie lächelnd, lieblich und leichtsinnig gefunden hatte. Monatlich einmal hat der Schäfer seine Tochter besucht und ist dabei an dem Hause Sebastians vorübergegangen und trotzdem, daß dieser sich sonst nichts aus den Gefühlen, dem Verdruß und Ärger Anderer macht, ist in ihm dadurch die Erinnerung an seine Vergangenheit immer quälender geworden, so daß er jetzt auch körperlich verfällt. Eine Stimme gibt es dabei, der gegenüber er nicht mehr entgegnet: Unsinn! Lächerlich! Er erkrankt und stirbt in Fieberphantasien. Mit Schrecken wartet auch Thomas auf den Tag und die Stunde, die ihm noch einmal sein Kind wiedergeben sollen. „Gerechtigkeit war gehandhabt, Buße getan und Marie Erdener frei“. Sie verläßt das Zuchtthaus so, wie sie Sebastian sich vorgestellt hat. Der Vater nimmt sie nach Hause, obwohl sie es nicht erwarten konnte, aber nicht in das Dorf, sondern in ein einsames, verfallenes Haus der Vorstadt. In ihr ist noch nicht alles Gefühl erstorben; sie ist gerührt, wenn sie sich auch schämt, es zu zeigen, als der Hund Pilgram sie mit der feuchten Nase anstößt. Grausam, obgleich in der wohlgemeinten Absicht, sie von der Welt und ihren vergänglichen Freuden zu heilen, läßt sie der Vater noch auf der Straße einen Blick in einen Spiegel werfen: sie sieht ein häßliches, krankes, gebrochenes, wahnsinnig stierendes Weib. Sie sinkt in sich zusammen, wird wahnsinnig. Sie erwartet, Sebastian werde sie zu sich nehmen, wie es sich gehört, sie will jetzt gewiß, gewiß nichts tun, was den Anstand verlegt. Sie weiß

nicht, daß Sebastian tot ist, und mit dem Willen des Vaters soll sie keinen Schritt mehr unter die Menschen draußen tun, denn er erkennt, daß sie im Grunde noch die Alte geblieben ist, „die zwanzig Jahre der besten Zucht auf Erden sind gewesen, wie wenn der Wind über den Sumpf fährt. Es duckt sich das Kraut und Rohr, so lange er bläst und es richtet sich auf, so er wieder still wird“. Doch sie ist auf den Tod krank, da man sie kurzweg aus der Krankenabteilung an die freie Luft gesetzt hat. Und das ist gut. Ein besseres Ende als wie jetzt in St. Jürgen kann sie gar nicht nehmen, meint Knövenagel. Und alle sagen, es sei ein Glück, als sie gestorben ist; auch der Vater sagt es. Wieder hat der Dichter das Hauptteil der Schuld nicht auf das arme Mädchen, wie er sie wiederholt nennt, gelegt, das aus seinen einfachen Verhältnissen im Dorfe in die große Stadt gebracht worden und der gewaltigen Versuchung erlegen ist, sondern auf den Verführer, den selbstsüchtigen, herzlosen Sebastian mit dem klaren, vernünftigen Kopf auf den Schultern.

Mit besonderer Liebe ist die letzte in der Reihe „Das Rotkäppchen“ im „Alten Eisen“ behandelt. Sie heißt zwar nicht so, aber sie hört auf den Namen. Die Herren Professoren und die Herren von den Künsten haben ihn dem Ballettmädchen, dem Modell, beigelegt „aus Spaaß“. In einem armseligen Bodenstübchen, unter den Ärmsten der Armen, lebt sie verborgen, in immerwährender Furcht vor der Polizei, die ihr stets auf den Hacken ist, Wand an Wand mit Erdwine Hegewisch und ihren beiden Kindern, denen sie, selbst auf das Höchste bedürftig, nach Kräften zur Seite gestanden hat. Mutter Erdwine ist gestorben und die beiden Waisen haben ihre rührende Totenwache gehalten. Da erscheinen, an das Rotkäppchen gewiesen, Peter Uhusen und Wendeline Cruse auf der gebrechlichen Treppe und sie schwingt sich käßlich, mit Affengewandtheit zierlichst herab und, zwar theaterhaft, aber in hilflosem Troste schluchzt sie: „Ich bin heute Morgen mit der frühesten Frühe hier eingeschlüpft und ich kann von allem Rechenschaft geben, nur mit der Polizei will ich nichts zu tun haben.“ Dabei hat das Ding (sie ist achtzehn Jahre alt) beide Hände vor dem Gesicht und steht da, frostgeschüttelt, kichernd und schluchzend zugleich in den allerleichtesten Sommerkleidern, in Kleidern, die sicherlich schon mehr als eine Tanznacht mitgemacht hatten. Madame Cruse kennt sie; sie hat sich ihrer, als der „arme Gassenschmetterling“ die Tanzschuhe des Hungers wegen versehen wollte, angenommen. Rotkäppchen hat bei den verlassenen Kindern heute morgen gefessen, das Herz so groß wie die weiße Welt und so voll von verschluckten Tränen, und so hat sie den Kindern über den Morgen und den Tag weggeholfen und wäre mit ihnen gern neben dem Totenwagen hergelaufen, wenn sie sich nur vor der Polizei getraut hätte. Im Sommer war sie im Bade gewesen und sonst auf Reisen, jetzt ist sie herabgekommen, aus einem Pech ins andere: Na, wir sind das ja gewohnt, also, vivat, wer sich nicht das Herz abspargt, sondern, wenn's

zum Schlimmsten geht, sich sagt: wenn's ganz aus ist, ist's auch einerlei! So hatte ich vorgestern Abend nichts mehr, als was ich auf dem Leibe hatte und das Unterkommen in der schönen Natur störte mir die Polizei. Sind Sie wohl schon einmal so im ersten Morgenrauen an den Hauswänden hingestrichen mit dem kalten Tod und sonst nichts im Magen!" Und das verzauste, halb verhungerte, halb erfrorene arme hübsche Geschöpfchen erzählt tonlos, gleichgültig weiter, wie sie mit der ganzen Welt auf den Hacken zu den armen Waisen, bei welchen sich keiner von der ganzen Welt habe sehen lassen in ihrer Not, gekommen und bei dem beiden geblieben sei, so sehr sie sich vor dem Leichnam gegrault habe. Auch im Wagen plaudert sie ununterbrochen: „Wir verstehen uns doch. Wir haben Mitleiden miteinander in der Welt. Die liebe Dame und die Herren sollten nur wissen, wie gemüthlich und ruhig mir in die diesem Augenblick zumute ist. Ach Gott ja, es geht ja wohl nichts über ein gutes, weinerliches Herz auf Erden, aber unser Herrgott sollte doch den in seinen besonderen Schutz nehmen, dem er eins davon in zu reichlichen Maße verliehen hat.“ „Ja, ja, du armer Tropf!" sagt darauf Frau Wendeline, „sei nur zufrieden und laß dich um Gottes Willen auf keinen Handel und Austausch ein. Die da leicht weinen, lachen auch leicht!" Was Rotkäppchen von den beiden Waisen sagt: Es ist freilich schlimm, so jung, so allein zu sein, gilt eben von ihr auch. Trotz ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Leichtsinn ist sie erst beruhigt, als sie auf der Heimfahrt vom Kirchhof die Kinder zu Hause findet. Sie bricht in krampfhaftes Schluchzen aus: „Gottlob, da liegen sie! Sie sind zu Hause!" Sie hat gefürchtet, sie hätten sich ein Leid angetan. Wenn Wendelin sie: Liebes Rotkäppchen und Uhusen: Bestes Kind nennt, dieser sehr gröblich im Ton, aber dazu im Ausdruck mit einer Höflichkeit, die er nicht an jede beliebige Fürstin, Gräfin oder Kommerzientätin gewendet haben würde, so drücken sie die Ansicht des Dichters aus. Den Antrag der Mutter Cruse, bei ihr zu bleiben, lehnt sie ab, sie hätte schon genug für die Kinder zu sorgen. Um sich sorgt sie nicht, da die Waisen in guter Hut sind. Auch am folgenden Tage hat sie ihren Leichtsinn, ihren guten Mut und und gesunden Körper. „Alles drei sehr schöne Dinge, auch das erste unter gewissen Lebensumständen und Daseinsbedingungen." Sie begibt sich zu Brokenkorb, um den Degen des Leutnants Hegewisch zu holen. „Gott ist nicht wählerisch in seinen Boten und Werkzeugen und die irren sich, die da meinen, daß er die Welt mit spitzen Fingern anfasse und das Nämliche von ihnen verlange." Dann holt sie einen Blumenkranz für das Grab der Frau Erdwine, den sie natürlich ebensowenig bezahlen kann wie den Kaffee bei Mutter Flebbe. Diese vertritt sie gegen die anderen Gäste: „Jetzt bitte ich's mir aus, daß ihr mich das Kind in Ruhe laßt. Jeder hat seine Schmerzen und tut sich in ihnen seine Ehre an! Weshalb soll sie's nicht. Und ihr ist es heute am Begräbnis-

tage bitterer Ernst und ausnahmsweise, da es sich nicht um sie handelt,
 recht übel zumute!“ „Sie ist toll oder klüger als wir alle: oder — sie ist beides
 zu gleicher Zeit, was das Wahrscheinlichste ist,“ ruft Peter Uhusen. „Man kann
 bei ihr in die Schule gehen.“ Nicht an die Lebensstellung ist bei Raabe Herzenshoheit
 gebunden und diese besitzt das arme Mädchen, mag sie auch stets in Furcht vor der
 Polizei leben. Im letzten Kapitel meint der Dichter satirisch, er habe nunmehr zum Schluß
 zu kommen, unter anderem auch „Rotkäppchen einfach zu bessern“. Ist denn dies,
 im landläufigen Sinne genommen, möglich? Ist es wirklich notwendig? Die Fragen
 beantworten sich selbst. „Das verrückte Mädchen ist nach dem Begräbnis ver-
 schwunden. Acht Tage später taucht sie in den Keller der Mutter Gruse hinab,
 leichtfüßig, unhörbar, zierlichst“ in eleganter Kleidung, durchaus nicht abgejagt, zer-
 zaust, verhungert, fieberfröstelnd; sie ist sogar in einer Droschke gekommen. Mutter
 Gruse schreitet kopfschüttelnd in ihrem Geschäftslokal hin und her, von Zeit zu Zeit
 einen der Säcke voll Erdenkehricht — ein überaus feiner Zug — mit der Hand
 berührend. Dann setzt sie sich und zieht, wahrhaftig wie eine Mutter in Schmerz
 und Angst das arme Mädchen auf den Schoß. Peter Uhusen wolle, wie die an-
 deren, auch sie mit sich nehmen. „Das haben Sie ihm doch wohl ausgeredet.
 Ich schwimme ja wieder oben.“ Brotenkorb hat ihr durch seine Bekanntschaft an
 die Oberfläche geholfen. „Grüßen Sie die Kinder, aber nur von — einer — unbe-
 kannten Freundin ihrer Mama! Und Sie, Sie — o Mutter, Mutter — liebe
 Mama, legen Sie bei dem lieben Gott ein gut Wort für mich ein, daß er mich
 jung wegnimmt von seiner Erde — ich passe nicht in sein — altes Eisen!“ Will sagen,
 mit ihrem besleckten Leben zu Menschen, die wie die Gruse und Uhusen ohne Selbst-
 vorwürfe altern können. Damit verschwindet sie und — die Geschichte ist zu Ende.
 Es ist, als ob Raabe in dem armen, leichtsinnigen, liebenwürdigen Dinge all die unschein-
 bare Opferwilligkeit und Güte habe zum Ausdruck bringen wollen, deren der Mensch,
 sei es selbst ein auf Abwege geratenes Mädchen, fähig ist.

Nicht sittliche Gleichgültigkeit verleiht ihm seine Stellung diesen gegenüber, sondern
 auch hier seine große Liebe, die schaffende Gewalt, die er am Schluß der Chronik
 begrüßt, sein tiefes Verstehen der menschlichen Natur, das heißt der menschlichen
 Schwäche. Raabe ist wie Mahaddö, der Herr der Erde:

Soll er strafen oder schonen
 Muß er Menschen menschlich sehn.
 . . . er siehet mit Freuden
 Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz. . .
 Es freut sich die Gottheit der reinigen Sünder;
 Unsterbliche heben verlorene Kinder
 Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Aus Wilhelm Raabes Dichterwerkstatt

Des Reiches Krone

Von Wilhelm Fehse

„Des Reiches Krone zählt zu dem Schönsten, das Raabe geschrieben hat, ja zu dem Schönsten, das in deutscher Zunge zu lesen ist. Die Erhabenheit der Gesinnung prägt sich im Wohlklang der Sprache aus, und der Wohlklang der Sprache hallt wider in der Erhabenheit der Gesinnung.“ — So urteilte der erste, dem Raabes gesamtes Lebenswerk zum Problem und zum Thema wurde zu einer Zeit, da die große Menge von dem Dichter kaum mehr wußte, als daß er die „Chronik der Sperlingsgasse“ und den „Hungerpastor“ geschrieben^{*)}. Ein glänzendes Urteil gewiß, und dennoch nicht genug! Es fehlt darin der Hinweis auf die seelentiefe Kunst, mit der der Dichter den Schreiber der Ich-Erzählung ungetroffen sich selber schildern läßt, auf die geniale Verwendung des Leitmotivs, durch das das unsichtbare Saitenspiel des Herzens immer von neuem zum Klingen gebracht wird, auf die beispiellose Meisterschaft in der Erzeugung der historischen Illusion, auf die unentwärtbar innige Verbindung, die in der Novelle das Menschlich-Seelische mit dem Unpersönlich-Geschichtlichen eingeht, auf so vieles andere, was uns zwingt, in „Des Reiches Krone“ den herrlichsten Edelstein der geschichtlichen Erzählung überhaupt zu sehen.

Ist es da nun nicht ein Frevel, wenn wir an dieses hohe Lied der alles überrindenden Liebe mit der Frage nach seinem Werden herantreten, anstatt uns in heiliger Freude seiner Schönheit hinzugeben? Ich glaube, wir brauchen der Besorgnis, durch neugieriges Fragen uns den Genuß zu zerstören, hier noch weniger als bei irgend einem anderen Kunstwerk Raum zu geben. Einfachheit ist der Stempel aller Größe, auch der wunderbarsten. Wir brauchen diese Blume nicht zu zerpflücken, um ihr einen Teil ihrer Geheimnisse abzulauschen. Der Boden, aus dem sie empor sproßt, erzählt uns schon genug. Vor ihrem tiefsten Geheimnis freilich, ihrem zauberhaften Duft, werden wir Halt machen müssen; er entströmt einer Welt, vor der unser Forschen zum frommen Ahnen wird. Was sie uns aber von ihrem Werden und Wachsen verrät, das wird in ein hehres Loblied auf die Weisheit und Größe ihres Schöpfers ausklingen.

Wilhelm Brandes berichtet gelegentlich^{**)} von einer dichterischen Konzeption Raabes, die er unter dem 11. November 1864 niederschrieb: „Die Geschichte des Leprosen,

*) Paul Gerber, Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig 1897. S. 69.

**) Aus Wilhelm Raabes Werkstatt. Der Entwurf zum Hungerpastor. Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 1912. S. 79.

der das schöne Mädchen küßt und sie somit in sein Elend hinabzieht, in Verse zu bringen.“ Dieser „grausame Einfall“, wie Brandes ihn mit Recht nennt, ist die Keimzelle unserer Novelle, in der die Liebe über das tiefste Menschenelend siegt! Neben hundert anderen, schöneren Dichterträumen, hätte dieser vielleicht in der Erinnerung des Dichters für immer ungenutzt geschlafen, wenn nicht ein äußerer Anlaß ihn zu neuem Leben erweckt hätte. Einmal erwacht aber, wurde der flüchtige Schatten eines Trauungedankens zum unentrinnbaren Zwang für den Dichter und gab ihm den Ruf zum Schaffen. Zwischen jenen 11. November 1864 und den 5. Mai 1870, an dem er die Feder zu „Des Reiches Krone“ ansetzte, fällt die Bekanntschaft Raabes mit einem Buch, das die Gestalt des Leprosen und das schöne Mädchen, das er küßt, ihm von neuem vor die Seele rief. Wieder war es eine jener alten Chroniken, deren Freundschaft er schon in seiner Jugendzeit gewonnen und deren Lob er gleich in seinem Erstlingswerk, in seiner „Chronik“ singt (S. 7). Ihr Titel lautet:

Joannis ab Indagine^{*)} wahre und grundhaltende Beschreibung der heutigen Tages weitberühmten des Heiligen Römischen Reichs Freyen Stadt Nürnberg in fünf Büchern abgefasset; von dem wahren Ursprung dieser Stadt und allem demjenigen, was in derselben von Jahren zu Jahren bis auf jezige Zeiten merkwürdiges geschehen und vorgefallen.

Alles aus bewährten alten Geschichtschreibern und gesicherten Urkunden, mit Hinzweglassung der angeblich ungegründeten Ursprüngen und andern fabulösen Erzählungen, glaubwürdig und unwidersprechlich erwiesen;

Auch sonst mit Anführung und Erläuterung verschiedener Altertümer dieses Landes und einigen sauberen Kupfern ausgefertigt. Erfurt 1750. Im Druck und Verlag Heinrich Nonnens^{**)}.

In diesem Buche stieß Raabe auf zwei längere Berichte, in denen von den Leprosen oder Sondersechen die Rede ist. Der erste erzählt von der Stiftung des Spitals zum Heiligen Geist. (Vgl. Raabe, Ges. Erzähl. II. S. 382.) Ab Indagine S. 416: „Zur Zeit des Kayfers Ludovici Bavarici, um das Jahr 1333 ward das neue Spital, zum Heiligen Geist genannt, auf eine recht wunderbare Art und Weise zu

*) Das ist: J. H. von Falkenstein.

**) Raabe selbst hat die Quelle, die ihm bei der Abfassung seiner Novelle vorgelegen hat, nicht angegeben. Dennoch wird der Nachweis im einzelnen, daß er gerade dieser, und nicht einer anderen von den zahlreichen Chroniken Nürnbergs sein Material verdankt, überflüssig sein. Die im folgenden gegebenen Belege werden in ihrer bisweilen wörtlichen Übereinstimmung mit Raabes Text Beweis genug sein. Sie erbringen auch den Nachweis, daß der Dichter bei seinem Forschen nach den historischen Grundlagen sich auf das Buch des Joannes ab Indagine beschränkt hat. Jedenfalls sind alle geschichtlichen Notizen, die Raabe in seine Erzählung eingeflochten hat, so weit sie sich auf Nürnberg beziehen, aus dieser Chronik zu belegen.

bauen angefangen. Ich will die Sache erzählen, wie ich solche an einem Orte beschrieben finde. „Im Jahr Christi 1320 war zu Nürnberg einer vom Geschlecht der Hainzen, der seine Wohnung in einem Garten vor der Stadt hatte, welchen man den gründigen Hainzen nennete, weil er in seiner Jugend mit diesem Übel behaftet war, sein Vor- oder Taufname ist Conrad gewesen, welchen Gott mit Reichthum begnadigt. Dieser war einmal in seinem Garten, und machte sich etwas zu schaffen, da er nun von der großen Sonnenhitze müde worden und ausruhen wollte, so suchte er zu seinem Ruheort einen Schatten, welchen ein dicker Lindenbaum, auf einem Berglein stehend, machte, in welchen Schatten er sich auch schlaffen legte. Da er nun eingeschlaffen war, so traumete ihm, wie er in seinem Garten einen sehr grossen Schatz finde, nichts aber bey ihm hätte, damit er graben könnte und desselben theilhaftig werden. Damit er nun diesen Ort nicht verlieren mögte, zeichnete er ihn mit einer Hand voll Blätter von den Linden, gieng darauf wieder schlaffen, und schlief eine geraume Zeit. Indem er nun natürlicher Weise erwachte, gieng er nach seiner gehaltenen Ruhe in den Garten herum, und kam an den Ort, wo der Schatz verborgen lag, den er vorher mit Blättern bezeichnet hatte. Als er nun die Blätter wahrgenommen, erinnerte er sich seines Traums, und gedachte, wer weiß, ob dieses ein blosser Traum gewesen, weilen er die rechte natürliche Blätter gefunden. Die Seinigen kamen zu ihm, da er eben mit solchen Gedanken beschäftigt war, welchen er alles erzehlet, und gleich zu verstehen gab, so dieses ein göttlicher Traum wäre, und in der That sich also befände, so wolle er alles denen Armen zukommen lassen. Er legte hernach mit den Seinigen Hand an, sie gruben, und er fand einen grossen Schatz. Das von ihm getahne Gelübde zu vollziehen, und einen Spital vor Kranke zu bauen, consulirte er deswegen den Rast zu Nürnberg, und wurde ihm auch, sein gedachtes Gelübde zu vollführen, vergönnet. Zu dem Ende kaufte er das Jungfrau Klosterlein zum Himmelsthyron genannt, gab dem Rast eine gewisse Summe Geldes dafür, ließ es abtragen, und einen Spital dahin bauen. Die Nonnen, die in diesem Klosterlein waren, begaben sich nach Gründlach. Gleichwie nun dieser Stifter ein grosses Einkommen darzu vermacht, so hat er auch absonderlich 12 Chorschüler verordnet, welche täglich zu gewissen Stunden darinnen pfälliren solten.

Dieser Stifter nennete man nicht mehr den gründigen Hainzen, sondern Conrad Grossen, und die 23 Blätter, so zum Zeichen des Schatzes auf dem Ort gelegen, samt dem Berglein, worauf er geschlaffen, führete er und seine Nachkommen, zum ewigen Gedächtniß in seinem Wappen, welches Kaiser Ludwig ihm bestätiget.“

Die andere Stelle handelt ausschliesslich von der Lage der Sondersiechen in Nürnberg. Auch sie ist eingehend von Raabe in seiner Novelle (Gef. Erz. II, S. 350) berücksichtigt worden. Ab Indagine S. 528 ff.:

„Im Jahr 1394 hat sich das Sondersiechen Allmosen angefangen. Die Gelegenheit hierzu veranlassete Meister Nicolaus, Prediger im Neuen Spital, welcher in seinen Predigten seine Zuhörer ermahnte, denen Sondersiechen fleißig Handreichung zu thun. Hierdurch wurden 3 andächtige Frauen mit Namen N. Ußlingerin, Anna Grundherrin, Anna Weidingin betrogen, daß sie Anfangs 3 Tage in der Marterwoche Mittwoch, grün Donnerstag und Charfreytag, 6 arme Sondersiechen gespeißt. Dieses nahm von Jahren also zu, daß a. 1401 eine Verordnung erging, diese Leute nicht mehr in die Stadt zu lassen, damit nicht durch sie gefährliche Seuchen und ansteckende Krankheiten in die Stadt gebracht würden.

Indem aber nach der Zeit gefährliche Sterbsläufe einfielen, daß die Leute nicht allein Hausenweise dahinsturben, sondern auch viele von Sinnen und Verstande kamen, und man daher in Nürnberg vermeinte, dieses sey eine Strafe von Gott, weil man die Sondersiechen abgeschafft habe: So ward von E. C. Raht befohlen, daß man diese Leute wieder in die Stadt lassen sollte.

Hierauf war der Zulauf der Sondersiechen noch grösser, und zwar also, daß deren a. 1462 auf 600 beschauet (dieses geschah um zu erforschen, ob sie wirkliche Siechen wären) wurden, ohne der andern armen Leute, die sich sonst darbey einfunden.

Da nun dieses Allmosen Anfangs kein gewisses Einkommen hatte, sondern von freyer Milder Gabe unterhalten wurde; so hat man zehen Tage vor der Fasten, Korn, Gewürz, und andere Fastenspeisen bey denen Krämern, Stockfisch und Hering bey den Kaufleuten um Gottes Willen gesammelt, bis endlich etliche mitleidige Bürger etwas darzu zu geben verordnet.

Am Dienstage in der Marterwoche hat man die Sondersiechen in das Siechhaus, bey dem neuen Bau, an der Pegnitz eingelassen, und darauf des folgenden Tages geschauet, und ihnen 6 Mahlzeiten gereicht, als Dienstags Abend eine, am Mittwoch und grünen Donnerstage jedesmal zwey, und am Charfreytage eine, darbey jedesmal Essen genug, und jedem Armen ein Maß Wein gereicht worden. Die aber schön und nicht Sondersiechen befunden worden, die hat man auf dem St. Sebalds Kirchhofe gespeisset, woselbst man ihnen drey Tage nach ein ander geprediget, als am Mittwoch, vor der Beichte, wie sie Reu und Leid über ihre Sünden tragen solten, worauf 32 Geistliche Beichte gessen, am Grünen Donnerstage vor der Communion, wie sie dieselbe würdiglich empfangen sollen; worauf sie nach geendigter Predigt, in St. Moritzen Capelle, das heilige Abendmahl empfangen. Am Charfreytage hat man ihnen eine Predigt von dem Leyden und Sterben unsers Heylandes gehalten, und sie leglich ermahnt, daß sie dankbar seyn, und täglich für E. C. Raht zu Nürnberg, für gemeine Stadt, und wer sonst mit solchen Allmosen Guts getahn, bitten solten. Wann sie nun am Charfreytage die letzte Mahlzeit

eingonnen, hat man jedem Sonderfiechen ein schwarz oder grau Tuch zu einem Rock gegeben, und ihme darbey eingebunden sich alsobald aus der Stadt zu machen und hernach sich nicht weiter in derselben betreten zu lassen...
S. 350: Anfangs sind dieser Stiftung Weiber vorgestanden, unter denen man die älteste der Sonderfiechen Mutter genannt.

An. 1394 war obgemeldte Ußlinger Sonderfiechenmutter, und hatte zu Mithelferinnen Anna Grundherrin, Anna Neudingin, Agnes Plinderin, und Margaretha Schäfferin.

An. 1409 war Fiechenmutter Anna Grundherrin, ihre Helferin Anna Großerin, Coecilia Stallhoferin (Raabe, Gef. Erz. II, S. 371), und Cunigunda, Hannß Kellers Wittwe u. a. n. w.“

Diese beiden Stellen aus der Nürnberger Chronik werden Raabe zunächst gefesselt haben. Sie versprachen ihm einen trefflichen geschichtlichen Rahmen für seine dichterische Idee von dem Schicksal des Leprosen und seiner schönen Geliebten. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat er denn auch, was sie ihm an Tatsächlichem gaben, in seine Erzählung hinübergewonnen. Eine so große Achtung vor dem geschichtlich Überlieferten offenbart er dabei, daß er nicht einmal den in der Quelle schon fehlenden Vornamen der Ußlingerin aus eigener Machtvollkommenheit hinzufügt. Höher freilich als diese Achtung stehen ihm die Forderungen seines Kunstwerks. In äußerst feiner Weise, ohne eine Verdrehung und ohne eine Hinzufügung, weiß er durch bloße Fortlassung einiger Sätze dem Text der Chronik eine viel weitgehendere Bedeutung zu geben. Das Sonderfiechenalmosen in der Charwoche, mit dem Ein Ehrbarer Rat von Nürnberg sich seiner Verpflichtung den Leprosen gegenüber entledigt glauben mochte, wird bei Raabe auf diese Weise zu einer dauernden Einrichtung zum Heil der Leprosen und zum Schutze der Stadt.

Die Erzählung von der Stiftung des ausfäßigen Konrad Hairze regte den Dichter an, seine Heldin der in Nürnberg hochgeachteten Familie der Groesse zuzuweisen. Er gewann damit zweierlei. Einmal stellte er seiner Heldin das fromme Beispiel des Ahnherrn vor Augen, und sodann mußte die Familientradition sie davor bewahren, im Ausfaß, der der Zeit als eine göttliche Brandmarkung galt, etwas anderes als ein Unglück zu sehen.

Auch für seinen Helden wählte sich Raabe aus der Chronik einen Nürnberger Namen von gutem Klang aus. Die folgende Notiz bot ihm diesen.

Ab Judagine S. 522:

„Im Jahr 1390 verschrieben Ulrich und Hannß Groland ihre Vestung Lausenholz der Stadt Nürnberg zu einem offenen Hause, und verbanden sich noch weiter an dem Magistrat, daß weder sie noch ihre Nachkommen diese Vestung, wann irgend einer dieselbe verkaufen wollte, an niemand anders als an einen Bürger,

oder Bürgerin zu Nürnberg verkaufen sollte.“ (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 347.)

Raabe sah in der Familie, von der hier die Rede ist, ein verarmtes Rittergeschlecht mit dem Namen Groland von Laufenholz. Diese Auffassung, die dann bei der Gestaltung des Helden bedeutungsvoll wurde, wird durch eine andere Chronik „Historische Nachricht Von Dem Ursprunge und Wachsthum Des Heil. Röm. Reichs freyer Stadt Nürnberg, Frankfurt und Leipzig 1707“ (S. 113) widerlegt. Danach sind die Groland schon seit 1290 in Nürnberg ansässig gewesen, und nach 1707 saßen sie im Nürnberger Rat; sie nannten sich Groland von Lauenburg.

Auch die Angabe Raabes (Gef. Erz. II, 347), daß das Geschlecht von alten Zeiten her schlimm gewirtschaftet habe, beruht auf einer falsch gedeuteten Notiz.

Ab Indagine (S. 418) sagt von dem oben erwähnten Konrad Hauze-Grosse: „Auf dem Lande hatte er das Herrenhaus Burgglessen, so die von Lauffenholz bewohnet, besessen und nächst herum viel Bauernschaften gehabt.“ „Die von Lauffenholz“ sind hier nicht, wie Raabe annimmt, identisch mit den Groland. Aus der „Historischen Nachricht usw.“ erfahren wir, daß die Groland „das Herrenhaus zum Purgleß in Deyer von den Grossen überkommen“ haben, und daß dieses Purgleß oder Burgglessen identisch ist mit dem 1390 erwähnten Laufenholz.

Ein Irrtum also, aber ein äußerst glücklicher Irrtum, führte den Dichter dazu, seinen Michel Groland zum letzten Sprossen eines verarmten Rittergeschlechts zu machen, in dem das unruhige Blut seiner Vorfahren pulsiert. Wichtige Linien zu dem Reliefbilde, wie es die geschichtliche Erzählung für ihre Menschen erfordert, ergaben sich ihm daraus. Die Abenteuerlust, die dem Helden das friedliche Nest in der alten Reichsstadt schließlich zum goldenen Käfig werden läßt, die ihn in die Welt hinaustreibt seinem schweren Verhängnis entgegen, war so auf das trefflichste motiviert.

Wichtiger freilich als diese Anknüpfung der dichterischen Konzeption an geschichtliche Nürnberger Namen und entscheidend für die ganze Ausgestaltung seiner Erzählung wurde es, daß der Dichter in der Chronik einen sehr ausführlichen Bericht über die Einbringung der Reichskleinodien nach Nürnberg im Jahre 1424 fand. Die Kämpfe mit den Hussiten, die Sorge um die bedrohten Heiligtümer des Reiches und ihre glückliche Heimführung in ihr altes Gewahrtsam müssen die Bürger der alten Reichsstadt gewaltig erregt haben. Jedenfalls zittert die Anteilnahme an diesen Ereignissen in den sonst so trockenen Aufzeichnungen der Chronisten noch fühlbar nach.

Ab Indagine S. 464:

„In diesem 1350. Jahre hat Churfürst Ludovicus zu Brandenburg die nach seines Herren Vaters Tode in der Verwahrung gehaltenen Reichs-Insignia,

Kleinodien und Heiligthümer, dem Kayser Carolo IV. zu Nürnberg übergeben und einbehändiget.

Der Kayser versprach dem Churfürsten Ludovico zu Brandenburg, daß er die Reichs-Insignia zu Nürnberg oder Frankfurt wolle verwahren lassen; er hat aber seine Zusage nicht erfüllet, sondern sie mit nach Böhmen genommen. Es waren bey denenelben viele heilige Reliquien, dahero vermeinte Carolus seine Böhmen würden dadurch glücklich werden, wosern sie in dieses Königreich gebracht würden.“ (Raabe, Ges. Erz. II, S. 360.)

Ab Indagine S. 569 ff.:

„Im Jahr 1421 kam der Cardinal Brando Placentius de Regniostoli als päpstlicher Nuntius nach Nürnberg

Der Kayser hatte auch eine Zusammenkunft der Churfürsten in diesem Jahre nach Nürnberg bestimmt, um mit ihnen der Hufsitzen halber sich zu berathschlagen; sie kamen auch, nebst anderen, so geist- als weltlichen Fürsten dahin, und verharreten eine ziemliche Zeit allda: Weilten aber der Kayser abgehalten wurde selbst dahin zu kommen; so ward ein anderer Tag gen Wessel verlegt, und allda ein Zug wider die Hufsitzen bewilligt

Das folgende 1422. Jahr schrieb der Kayser einen Reichstag nach Nürnberg aus, wohin er selbst in höchster Person kam. Es erschienen auch auf diesem Reichstage die Erzbischöfe zu Mainz, Trier und Cölln, der Pfalzgraf und Churfürst bey Rhein, der Churfürst zu Sachsen und Brandenburg, und noch andere Reichsfürsten und Prälaten mehr. Auf dieser so starken Reichsversammlung ward einmützig ein Zug gegen die Böhmen beschloffen, und Churfürst Friedrichen zu Brandenburg vom Kayser und dem Reiche das Ober-Commando aufgetragen, wiewohl er es nicht gern, doch endlich unter gewissen Bedingnissen annahm.

In dem es nun bey denen heydnischen Römern ehedessen hieß: A Jove principium; so wolte sichs vielmehr bey denen Christen gebühren, in diesem schwehren Vorhaben von Gott Hülfe und Beystand zu erbitten. Der Kayser begab sich mit allen Anwesenden in St. Sebalds Kirche, wo Hermannus, Probst zu Neunkirchen, das Hohe Amt hielt de Sancta Cruce, unter welchem der mit anwesende päpstliche Legat, der Cardinal Branda, dem Kayser Sigismundo eine Fahne, worinnen das heilige Creutz eingewürkt oder gemahlt war, übergab, welcher dieselbe, nebst einem Schwerdte, dem Churfürsten Frederico I. zu Brandenburg zustellte, und ihm damit das Ober-Commando über die Reichsarmee übergab.“ (Raabe, Ges. Erz. II, S. 358.)

„Bey diesem Reichstage ist zu merken, daß auf demselben die erste Reichsmatricul abgefaßt worden. Vermög dieser ward die Stadt Nürnberg eingesetzt mit 30 Cleven, und 30 Schützen. Der Herr Auctor aber der Historiae Diplo-

maticae Norinbergensis schreibt p. 442: Zu obangezogenem Zug wider die Hufiten hat der Raht zu Nürnberg 200 wehrlicher Mann zu Fuß, und 30 Spieß, und 30 Schützen stellen sollen: Es hat aber König Sigismund sie dessen enthebt, und ihnen darüber einen Brief geben, ob sie wohl zu Rettung des Carlstein, und zu täglichem Krieg wider die Wisklitten, so in Böhmen auferstanden, gedachten Anzahl schicken sollen, daß er doch solches ein ganz Jahr für sie auszurichten, auf sich genommen. Hierauf fährt ersagter Herr Auctor l. c. weiter fort, und schreibt: „Im Monat September ist der beschlossene Zug in Böhmen fortgegangen, zu dem haben die 3 Geistlichen Herren Churfürsten Hülff geschickt, von weltlichen Fürsten sind darbey gewesen, Ludwig, Pfalzgraf, der Churfürst zu Sachsen, der Markgraf zu Brandenburg, und ein Herr aus Plauen, haben sich abermal für Saß gelagert, darinnen viel Volks gewest. Der von Plauen hat ein Strategema erdacht, die Stadt mit Feuer anzuzünden, hat viel Tauben und Sperken fangen lassen, denen er feurige Kerzen von Schwefel und Pech gemacht, an die Schwänz gebunden, und in die Stadt fliegen lassen, die Bürger zu Saß, haben diese Gefahr durch Fürsichtigkeit abgewendet, aber im Lager ist ein Sperk, auf eines Soldatens strohenes Hüttlein geflogen, und dasselbige angezündet, und weil es das Gefieder gesenget, und nicht mehr fliegen können, hat er allenthalben Feuer geben, und dieser Hüttlein mehr angezündet, daß das ganze Lager brennend werden, als solches das Volk in der Stadt gesehen, seynd sie heraus gefallen, und das deutsche Kriegsvolk aus dem Lande geschlagen, daß es den Carlstein nicht entsetzen können.“ (Raabe, Gef. Erz. II, S. 362.)

Dieses ist eine unrichtige Erzählung, wie die meisten Nürnbergische sind. Jacob Paul Grundling, welcher das Leben und die Thaten Friedrichs I. Churfürsten zu Brandenburg aus lauter Archivischen Urkunden und Dokumenten abgefaßt, erzählt diesen Vorgang ganz anders, indem er p. 236 also schreibt: „Die Reichsarmee zog darauf vor Saß, welchen Ort sie vorher einnehmen wolten, ehe sie Carlstein entsetzen kunnten. Aber es wurde durch allerlei Zufälle nichts ausgerichtet; Jedoch glückte es dem Churfürsten, daß die Belagerung vor Carlstein, auf seine Annäherung von den Pragern verlassen wurde, an dessen Erhaltung dem Kayser ein großes gelegen war. Als nun der Carlstein war errettet, zog die Armee wieder zurücke, weil die beste Jahreszeit verfloffen war.“

Ab Judagine S. 572 f.:

„Weil zu diesen Zeiten die Reichskleinodien sich auf dem Schloß Carlstein in Böhmen befanden; die Hufiten aber allenthalben in Böhmen grausam haufeten, und einen ziemlichen Appetit, dieselbe zu erhaschen, hatten, daher sie an. 1422 das Bergschloß Carlstein belagert hatten, welches aber durch den Churfürsten Fridericum I. zu Brandenburg von der Belagerung befreyet, mithin dann ersagte

Kleinodien aus den Klauen dieser Raubvögel ertretet worden: So vermeinte der Kayser Sigismundus, daß dieselbe auf diesem Schlosse nicht länger dürften sicher bleiben: daher entschlosse er sich dieselbe nach Nürnberg bringen zu lassen, und da sagen die Nürnbergischen Chronikenschreiber, Sebald Pfünzing habe dieses vom Kayser erbeten, worauf sein Sohn Jörg und Siegmund Stromer die Reichskleinodien von Prag abgehohlet.

Es verhält sich dieses aber in der That nicht also: Denn erstlich hatten die Hufiten Prag zu diesen Zeiten innen, welche die Reichs-Insignia weder dem Kayser, noch denen Nürnbergischen Deputirten würden verabsolget haben; sondern dieselben befunden sich auf dem besten Schlosse Carlstein, welches die Hufiten aus einer starken Muthmassung deswegen belagert hatten, um sich derselbigen zu bemächtigen, welches auch wohl würde geschehen seyn, wo nicht der Churfürst Friedrich zu Brandenburg dieselbe genöthiget hätte die Belagerung aufzuheben, mithin besagte Insignia und Heiligtum von der Gefahr zu befreien. Hierauf war der Kayser Sigismund bedacht, dieselbe in Sicherheit zu bringen, welches durch eine Transportirung nach Ungarn an. 1423 geschehe, woselbst er sie zu der Blindenburg fünf Meilen von Ofen, in die Verwahrung bringen ließ.“ (Dazu die folgende Anmerkung:)

„Also schreibet Eberhard Windeck (Raabe, Gef. Erz. II, S. 369) in der Historia Imper. Sigismundi, in Menkenii Tom I. Script. ver. Germ. p. 1168. Dessen Worte also lauten: Do hatte der Römisch König Sigismund zu Ungarn das Hochwürdige römisch Heiligtum zu der Blindenburg fünffe meile von Ofen [lassen] führen mit grosser Herrlichkeit, an der Mittwochen vor Weihnachten, als man zalte vierzehn hundert und drey und zweinzig Jare, und ward zu Ofen zumalle kostlichen und herrlichen empfangen und eingefuret, also das wol pillich was; dasselbige würdige Heiligtum, sach ich, Ebberhard Windecke von der Gnaden Gottes an dem heiligen Weihnachtstage dem romischen König nachtragen in der feste zu Ofen us einem gewelbe in die Capelle, dasselbe Heiligtum derselbe König Sigmund den Bohmischen Kezern entfuret hatte usw.“

Ab Indagine S. 573 f.:

„Wie nun mehrbesagte Reichs-Insignia zwey Jahr in Ungarn verwahrlich aufbehalten worden; so ließ der Kayser dem Magistrat zu Nürnberg zu wissen tuhe, was massen er gesonnen sey, dieselbe nach Nürnberg in Verwahrung bringen zu lassen, mit dem Anfügen, es solte der Raht einige aus ihrem Mittel dahinschicken, und die sämtliche Reichskleinodien von dannen abholen lassen.

Hierzu wurden nun Siegmund Stromer und Sebald Pfünzing deputiret und abgeordnet (Raabe, Gef. Erz. II, S. 381), welchen dann auch, bey ihrer Ankunft in Ofen, doch also in der Stille, daß über 6 Personen hiervon keine Nachricht

hatten, dieselbe überliefert und zugestellet worden, womit sie dann am achten Tage nach Lichtmess, unter dem Vorwand, es wären Hausen, oder Fische auf dem Wagen, von Ofen abfuhren, und nach Nürnberg zu die Reise fortsetzten. Wie die Reichs-Insignia unter Begleitung Siegmund Stromers und Sebald Pfinzings eine halbe Meile von Nürnberg angelangt waren, da entdeckte und eröffnete man es erstlich dem Fuhrmann, was er gefahren, worauf er vom Pferde in der Eil abstiege, und den heiligen Schatz demüthigst venerirte“ (dazu Anmerkung. Zitat aus Eberhard Windeck, Hist. Sigism. Imp. cap. 124 p. 1175 und prachten es gein Nürnberg an dem Mittwoch nach unserer lieben Frauentag Annunciationis Marie in der vasten, also man schrieb vierzehn hundert und vier und zweuzig jahre).

Als man in der Stadt die Nachricht hiervon erhielt, kam die Klerisey und eine grosse Menge Volks in einer Procession aus derselben dem Heiligum entgegen, und führete dasselbe in Nürnberg, wobey der Fuhrmann nicht zu Pferde saß, sondern zu Fuße ging, mit der größten Veneration, und setzten es verwahrlich in die Hospitalkirche zum H. Geist, woselbst sich mehrgedachte heilige Reichsreliquien und Kleinodien noch heutiges Tags befinden.“

Ab Indagine S. 575—78: Aufzählung der Reichsinsignien, „wie solche ehedessen, vor abgeändeter Religion, jährlich haben pflegen in Festo armorum Christi in der Stadt Nürnberg dem Volke gezeigt zu werden.“ Ein beigegebener Holzschnitt zeigt die wichtigsten Stücke daraus.

Schon ein flüchtiger Vergleich des vorliegenden Textes mit der Novelle zeigt, wie peinlich genau der Dichter die hier gebotenen geschichtlichen Tatsachen in sein Werk hinübergenommen, wie sorgfältig er alle in ihm vorhandenen Anregungen dichterisch verarbeitet hat. Wir erleben die Ereignisse z. T. mit dem Helden und dem Schreiber der Jch-Erzählung mit, und von dem Übrigen vernehmen wir den tiefen Widerhall, den es in der Heimat auslöst. Der Kampf um des Reiches Krone ist so zum Kernpunkt der ganzen Handlung geworden, daß er der Novelle den Titel gab. Aber sollten diese Geschehnisse nicht episodenhast wirken, dann mußten sie auf das innigste mit den Hauptpersonen der Handlung verwoben werden. Dadurch, daß Michel Groland an dem Zuge zum Karlstein und dann nach Blindenburg teilnahm und am Tage der Einholung der Reichsreliquien von der Geliebten wiedererkannt wurde, war diese Aufgabe noch nicht erfüllt. Mit genialer Einfachheit löste der Dichter die Schwierigkeit. Aus dem Wollen seiner Medyhild Grosse leitet er die Teilnahme Michels und seines Freundes an dem Zuge gegen die Hussiten her. Sie selbst legt es den beiden als heilige Pflicht auf, in dem Kreuzzug um des Reiches Krone ihr Schwert zu ziehen. Auf das Wesen des hochgefinnten Mädchens fällt damit ein neuer Glanz, und ein zwar reizvolles,

aber doch unpersönliches Stück Geschichte wird dadurch zum Menschenheißel für sie, die daheim bleibt nicht minder als für ihn, der hinauszieht. Auch die Tragik der Handlung ergibt sich daraus: an dem Furchtbaren, das Michel Groland aus der Fremde mit nach Hause schleppt, trägt die Geliebte mit die unschuldige Schuld.

Durch die Benutzung des Berichts von den Reichskleinodien hatte der Dichter das Leben seines Helden geschichtlich festgelegt. Er sah sich nun der Aufgabe gegenüber, die Wanderjahre, in denen sein Held vom Jüngling zum Mann reifte, auszufüllen. Auch hier fand er, was er brauchte, in seiner Quelle. Das Scheiden Michel Grolands aus Nürnberg verknüpft er mit einer Notiz über das Konzil zu Konstanz und seine Wiederkehr mit dem Bericht über den Überfall Christof Leiningers auf die Nürnberger Burg.

Ab Indagine S. 556:

„Im Jahr 1414 nahm das Concilium zu Costniz seinen Anfang, auf welches Johann Huß aus Böhmen, sich wegen seiner neuen Lehre zu verantworten, auch citiret worden. Von dessen Ankunft schreibet die historische Nachricht von Nürnberg, p. 204 also: „In diesem Jahre kam hierher in die Stadt M. Johann Huß, in willens auf das Concilium zu Costniz zu reisen, schlug nachfolgende Worte Deutsch und Lateinisch an alle Kirchthüren in der Stadt an: M. Johann Huß ziehet jetzt nach Costniz, daselbst seinen Glauben, den er gehabt hat, noch hat, und haben wird, durch Hülfe Gottes zu verteidigen, bis an sein Ende.“ Darauf kamen zu ihm viele Rathspersonen, Kaufleute und Pfarrherren, besonders beehrte M. Albertus, Pfarrherr bey St. Sebald in Religionsachen ein Privat-Collegium, aber Huß schlug es ab, und sagte, er wollte lieber öffentlich davon reden. Darauf sie bey 4 Stunden von allen Materien, darinnen Huß irren sollte, weitläufig conferirten, und endlich friedsam von einander giengen, und hierüber hat er ein Schreiben an die Böhmen abgehen lassen, und nach empfangenen Kayserlichen Geleit sich nach Costniz fort gemacht.“ (Raabe, Gef. Erz. II, 352 f.)

Ab Indagine S. 558:

„Im Jahr 1415 hat der Raht zu Nürnberg Peter Boldthamer aus ihrem Mittel Johann von Hollfeldt, Pfarrern bey St. Laurenzen, samt seinem Schaffner, und Meister Ulrich Leuchßlern auf das Concilium nach Costniz abgefertiget.“ (Raabe, Gef. Erz. II, 353.)

Ab Indagine S. 368:

„Anno 1428 an St. Simon und Judä Abend, oder die Nacht vorher, welches damals die Nacht zwischen dem Sonntag und Montag war, kam Christoph Leininger, welchen der Herzog Ludovicus Barbatus in Jngolstadt, der mit dem Churfürst Frederico I. zu Brandenburg in Krieg verwickelt war, zum Pfleger oder Landeshauptmann in dem von Nürnberg zwey Meilen entlegenen Städtlein Lauf,

gesetzt hatte, und verbrannte die Burggräfliche Burg, oder Schloß in Nürnberg
 In einem geschriebenen Nürnbergrischen Chronico finde ich hiervon folgendes an-
 gemerkt: „Dieser Leininger, als er das thun wollte, entbot er denen von Nürn-
 berg, er wolle diese Nacht die Burggrafen heimsuchen, sie sollten still seyn, er
 wollte nicht weiter gehen, als was ihm zustünde. Da sollen die von Nürnberg
 einen Tanz auf das Rahthaus geleet haben auf diese Nacht; also kam und
 brandte er die Burg aus, diertveil der Burggraf mit dem Herzog in Pommern in
 der Mark kriegete. Damals hat die Burg keinen Graben gehabt.“ Wosern die
 Nürnberger hätten Christlich und gebühlich hätten handeln wollen, so hätten sie
 diesen bösen Anschlag, denen sich in der Burg befindlichen burggräflichen und marg-
 gräflichen Dienern heimlich entdecken sollen, damit sie sich hätten dargegen in Verfassung
 stellen können; dieses thun sie allein nicht, sondern sie stellen dargegen auf dem Raht-
 hause einen öffentlichen Tanz an, damit sie auf diese Weise die anwesende Be-
 diente aus der burggräflichen Burg herauslocken, und dem Leininger desto besser
 Gelegenheit werden möchte, sein böses Vorhaben desto besser ausüben zu können.
 Das waren gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen!“ (Raabe, Gef. Erz. II,
 S. 355 f.)

Während der Bericht von dem Überfall des Leiningers vom Dichter dazu be-
 nutzt wurde, uns die beiden Menschen, deren Schicksal er schildert, im Mittelpunkt
 eines farbenprächtigen, reich bewegten Bildes zu zeigen, hat die Notiz von dem
 Aufenthalt Hussens in Nürnberg scheinbar nur den Zweck, die Fabel durch ein
 interessantes geschichtliches Bild auszuschnücken. Aber nur scheinbar! Denn in der
 Tat bildet die Reise des böhmischen Königs nach Konstanz dem Konzil und dem
 Scheiterhaufen entgegen den Auftakt zu den hussitischen Wirren, die nachher des
 Reiches Krone bedrohen. Diese kurze Erwähnung hat in der Novelle die Bedeutung
 eines plötzlichen Wetterleuchtens, und es ist ein feiner Zug, daß Michel Grolands
 Abschied von Nürnberg damit verbunden ist.

Eifrig und mit großem Glück hat Raabe dann die Chronik nach Zügen durch-
 sucht, die seiner Erzählung Farbe geben und den Stempel geschichtlicher Echtheit
 aufdrücken konnten. Er ist in der Ausnutzung seiner Quelle sogar so weit ge-
 gangen, daß ihm Dunkelheiten in seiner Novelle zum Vorwurf gemacht werden
 konnten*). Entschuldigend wirkt freilich dabei der Umstand, daß er den Schreiber
 seiner Ich-Erzählung von Nürnberger Dingen mit der Selbstverständlichkeit des
 Nürnberger Patriziersohnes sprechen lassen mußte. Der Tadel beruht also auf
 einem Vorzug.

In den folgenden Parallelen werden einzelne dieser Dunkelheiten ihre Erklärung finden.

*) Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 3. Jahrgang. S. 63.

Ab Indagine S. 527. (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 344.)

„Im Jahre 1392 ward in Die Corporis Christi die grosse Schlaglocke bey St. Gebald benediciret, und Benedicta genannt, hernach aufgehangen. Sie wieget 165 Centner, und der Hammer 120 Pfund. Auf derselben sind folgende Worte zu lesen:

Vox ego sum vitae, voco vos, orate, venite.

Ich bin eine Stimme zum Leben,

Auf mich zum Gebet gar eben,

Sollt ihr kommen ohne Widerstreben.“

Ab Indagine S. 531. (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 348.)

„In gleichen haben der Stadt Nürnberg abgesetzt: Heinrich von Buchteck, Endres Schwarzensteiner, Georg Auer, Ulrich Schwarzenberger, Heinrich Brand, Hans Peurlein, Conrad Feuerer, Wilhelm Pilgram, Rudel Heitzenberger. Weiter hat Sybold Schelm von Bergen, nebst seinen Anhängern ein gleiches getahn. Georg von Wischenstein ward, als ein Placker in Nürnberg gerichtet.“

Ab Indagine S. 542. (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 348 „Lofunger“.)

„Es ward in diesem Jahre (1402) zu Nürnberg eine Verordnung errichtet, kraft derer die 2 ältesten Herren des ältern geheimen Raths alle wichtigen Sachen tractiren, und die Einnahme und Ausgabe der Stadt versehen solten, deswegen sie die Lofunger genannt wurden. S. 812: Diese beyde Herren Lofunger haben alle Einnahme und Ausgabe in ihrer Verwaltung. Sie unterzeichnen alle publique Schreiben, und wissen um alle Geheimnisse.“ [Dazu die Anmerkung:] „denen gemeiner Stadt Schatzkammer, der Vorrat an Gelde, das grössere Siegel, auch Privilegia und andere briefliche Urkunden zu verwahren anbefohlen.“

Ab Indagine S. 449 Anmerk. gibt eine Schilderung des Schönbartlaufens. (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 349.)

Ab Indagine S. 478. (Vgl. Raabe, Gef. Erz. II, S. 349 f.):

„Das Jahr 1356 fällt in der Nürnbergischen Historie recht merkwürdig vor: Denn, als der Kayser Carolus gegen das Ende des vorhergehenden Jahrs einen Reichstag nach Nürnberg ausschrieb, welcher den 11. November seinen Anfang nahm; der Kayser auch selbst in allerhöchster Person, den 25. November dahin kam, und demselben beywohnete; so ist nebst anderen Verachtschlagungen, die güldene Bulle alda in dem unter der Westen am Ponersberge gelegenen Grundherrischen Hause, zum güldenen Schilde genannt, worinnen sich die Reichsstände nebst dem Kayser versammelt hatten, an. 1356. Doch zwar nur davon erstere XXIII. Artikel, die übrige VII. aber zu Meß, bey dem Ausgang dieses Jahres, abgefaßt und promuegiret worden.“

Ab Indagine S. 404. (Vgl. Raabe, Ges. Erz. II, S. 372):

„Im Jahr 1323 ist die Kirche zu S. Johannis genannt, nebst dem Siechfobel darbey, vor dem neuen Thor von denen Herren Tegeln erbauet worden. Daselbst hat man a. 1437 den grossen Kirchhof, insgemein St. Johannis genannt, errichtet, von welchem weiter unten wird gehandelt werden. S. 593: Das bey dem vorigen Jahre angemerkte grosse Sterben verurfsachte, daß man den Kirchhof zum heiligen Grab, oder S. Johannis im Jahre 1437 anrichten müssen, welcher in diesem Jahr auch eingeweyet worden.

Der älteste Grabstein auf diesem Kirchhose, welcher für ein Wahrzeichen gehalten wird, hat den heil. Sebastianum, wie er an einen Stumpf von einem Baum angebunden, und voller Pfeile geschossen, zum Bildniß in Messing gegossen mit unterschriebenen Worten:

War das nicht ein sehnliche und jämmerliche Klag,

Ich starb aus meinem Haus selb dreyzehend auf einen Tag. 1427.“

Ab Indagine S. 572. (Vgl. Raabe, Ges. Erz. II, S. 377):

„Anno 1423 stifteten die beyde Conrad und Peter die Mendel ein Seelhaus am Ponersberg für die Seelnonnen.“

Ab Indagine S. 812. (Vgl. Raabe, Ges. Erz. II, S. 379):

„Das Collegium Triumvirorum oder Das Collegium der drey obersten Hauptleute. Dieses Collegium, und die bey demselben sich befindliche Herren haben in Verwahrung die Schlüssel zu den Heiligthümern, und zu denen Stadthoren; in gleichen die Stadtfahnen und Standarten.“

Abgesehen von der Übersiedlung der Prager Studenten nach Leipzig (Raabe, Ges. Erz. II, S. 351), ist also jede geschichtliche Angabe der Novelle getreu aus der Quelle übernommen worden. Von seinem ersten Werke, dem „Studenten von Wittenberg“ an, hat Raabe überall auch in nebensächlichen Einzelheiten eine so bemerkenswerte Ehrfurcht vor den Tatsachen der Geschichte offenbart, wie wir sie kaum bei einem anderen Dichter historischer Erzählungen finden. Er hat es niemals als sein freies Dichterrecht angesehen, die Geschichte nach seinem Ermessen und zu seinen Zwecken umzumodeln. Er hat in ihr immer nur den unantastbaren Rahmen gesehen, in den er seine Gemälde hineinsetzt. Mit schärferem Auge freilich als andere hat er die mannigfachen Anregungen, die ihm seine Quellen auch in nebensächlichen Zügen boten, erspäht, hat sie weiterentwickelt, mit persönlichem Leben erfüllt und innig mit seiner Dichtung verwoben. Dadurch gewann er erst einmal für sich die Sicherheit in der poetischen Gestaltung vergangener Zeiten, in der kein anderer Dichter auch nur entfernt an ihn heranreicht. In wie weitem Abstände erst folgt ihm hierin sogar Conrad Ferdinand Meyer in seinen Meistertwerken! „Des Reiches Krone“ aber steht in der peinlichen Wahr-

hastigkeit der Geschichte gegenüber selbst unter allen anderen Werken Raabes, so weit die Quellenforschung bisher uns ein Urteil gestattet*), an erster Stelle. Und dennoch zeigt wieder kein anderes Werk so deutlich wie dieses, daß jene Treue der Überlieferung gegenüber der Phantasie des Dichters nicht zur Fessel geworden ist. So reich die Geschichte seine Dichtung auch befruchtet hat, der herrlichste Schatz den sie enthält, stammt nicht aus jener. Denn des Reiches Krone, für die Michel Groland kämpft und leidet, ist nur ein wertloser Tand, verglichen mit der Krone des ewigen Reiches, die seine Geliebte sich durch ihren größten Erdsieg aufs Haupt setzt. So kostbar er ist, wir könnten den geschichtlichen Rahmen entbehren, der tiefste Zauber des Dichtwerks würde dabei nicht verloren gehen. Hat der Dichter doch selbst sich mit diesem Rahmen nicht begnügt, sondern in seiner Darstellungsform noch einen andern um sein Bild geschlungen.

Einen Jugendfreund seines Michel Grolands läßt er von dem Schicksal des wilden Rittersohns und der erlösenden Liebe der Mechtild Grossin erzählen. Aber viele Jahre liegen dazwischen. Längst sind die Kämpfe der Jugend ausgekämpft, ihr Lachen ist verhallt, ihre Tränen verweht. Ein Greis berichtet, was wehmütige Erinnerungen ihm zu unvergeßlichem Besitz in die Seele raunen. Und während er Strich für Strich das Bild des Freundes vor unseren Augen entstehen läßt, steigt fast unmerklich sein eigenes Bild vor uns auf und stellt sich neben das andere, und beide geben einander Licht und Schatten. Und der ruhige, von keinen widrigen Gewalten gehemmte Lebenslauf des Erzählers vertieft durch den Gegensatz die Tragik in dem Schicksal des aus der Bahn geschleuderten Freundes.

Es ist nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, daß Raabe dieses dankbare Motiv zum Rahmenwerk einer Erzählung gestaltet hat. In einem seiner letzten Werke, in den „Akten des Vogelsangs“, hat es seine tiefgründigste Ausgestaltung gefunden. Hier läßt die von der Liebe zu dem wilden, weichen Jugendgefährten Welten Andres diktierte Selbstentlastung Karl Krumhardts ein fast schneidendes Wehgefühl in uns zurück. Der Gegensatz der beiden Lebenswege ist hier noch vertieft durch das beinahe sehnsüchtige Verständnis des Erzählers für das Wesen des Unverstandenen, Unverständlichen.

Aber schon Raabes erste Novelle, „Der Student von Wittenberg“, verwendet das gleiche Motiv. Auf der Höhe seines ruhigen, vom Erfolg gekrönten Lebens vernimmt der Rektor der Magdeburger Domschule und Dichter des Froschmäuslers die Zauberglocken der Erinnerung und berichtet von der wahnwitzigen Leidenschaft

*) Wir haben bisher Einsicht in die Entstehung der folgenden geschichtlichen Erzählungen Raabes: „Der Student von Wittenberg“, „Der heilige Born“, „Unseres Herrgotts Kanzlei“, „Der Junker von Denow“, „Die schwarze Galeere“, „Et. Thomas“, „Wedelöde“, „Das Ddsfeld“, „Hastenbeck“.

und dem jähen Untergang seines wilden Freundes Paul Halsinger, mit dem er einst in fernem Jugendtagen von Wittenberg her in Magdeburg einzog. Im „Studenten von Wittenberg“ gab eine Notiz der zugrunde liegenden Quelle der Phantasie des Dichters die Richtung bei der Ausführung der Rahmenerzählung^{*)}. Auch in „Des Reiches Krone“ hat Raabe einen solchen Fingerzeig seiner Quelle benützt.

Ab Indagine S. 617:

„Beym Jahr 1453 schreiben die Nürnbergischen Chronologisten, kam Johannes Capistranus, ein Mönch Ordinis St. Francisci Strictioris Observantiae, und päpstlicher Missionarius nach Nürnberg, welchen man mit grosser Herrlichkeit empfing. Er hielt sich etliche Tag allda auf und predigte aussen an St. Sebalds Kirche, auf einem steinern Predigstul, und strafte heftig die Laster, als den Hoffart, und hieß alle Schlitten, spitziige Schuh, Wulsthauen, Bretspiel und anderes mehr verbrennen. Diese Strafpredigten drungen denen Nürnbergern so tief zu Herzen, daß sie am St. Laurentii Tage auf dem Markte 76 Schlitten, 3640 Bretspiele, 40000 Würfel, und einen grossen Haufen Kartenspiele verbrannten. Er predigte bey 3 Stunden, aber nicht deutsch, sondern lateinisch. Er hatte aber einen Bruder seines Ordens bey sich, der alles wieder in deutscher Sprache vortrug, und es dem gemeinen Volk erklärte.“ Zunächst mag es nur das bunte Bild aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gewesen sein, das den Dichter in diesem Bericht anzog. Dann hat das Jahr 1453, das Jahr der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, ihn veranlaßt, gerade an dem hier gegebenem Datum den Schreiber der Erzählung zur Feder greifen zu lassen. War doch in Konstantinopel das Schicksal einer anderen Kaiserkrone besiegelt worden. Daß des Johannes Capistranus Predigt überhaupt Bezug genommen hat auf das Vordringen der Türken und ihren entscheidenden Sieg, geht freilich aus der Quelle nicht hervor. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß das Erscheinen des Predigermönches in das Jahr 1452 fällt. Wenigstens gibt die sehr zuverlässige „Historische Nachricht usw.“ S. 254, die wir mehrfach zitiert haben, dies an, und sie gibt zudem über den Aufenthalt des Bisßpredigers noch genaueren Bescheid. Für Raabe dagegen wurde die Jahreszahl 1453 entscheidend. Immer wieder bildet bei ihm der Fall Konstantinopels den Ausgangspunkt und den Grundton in der Predigt des Kapistranus. Und einer Gestalt seiner Erzählung hat jenes Datum überhaupt erst das Leben gegeben. Erst die Erinnerung an den Sieg der Türken ließ in der Phantasie des Dichters das Bild des aus seiner Heimat entwurzelten Griechen Theodoros Antoniadès emporsteigen. Und seine Erzählung erhielt dadurch noch einen neuen kulturgeschichtlichen Gehalt: neben den Hufstücken bildet das Erwachen des Humanismus ein wichtiges Thema der Dichtung. Die genialste Verwendung aber, die Raabe der Notiz aus dem Jahre 1453 gab,

*) Vgl. des Verfassers Raabe-Studien. Magdeburg 1912. S. 53.

ist in dem Gegensatz zu finden, in den er die Bußpredigt zu der „sanften Stimme“ setzt, die des greisen Schreibers Leben siegreich durchklingt. Wie eine innige, tiefe Melodie, erst ahnend, dann in immer vollerer Klarheit sich aufschwingend, begleitet dieses Motiv die Erinnerungsträume des Jugendfreundes der Mechtild Grossin. Zu poesievoller Offenbarung heiligster Seelenwerte hat hier die kurze, trockene Bemerkung eines vergessenen Chronisten geführt.

Von allen historischen Angaben, die Raabe in seiner Dichtung benützt und weiterentwickelt hat, zeigt diese letzte am deutlichsten das feste Verhältnis, in dem bei ihm stets das Gegebene zum Gewordenen steht. Fast unverändert ist das Gegebene hinübergenommen worden. Aber es ist doch nur ein Samenkorn, aus dem ein ungeahnter Blütenstiel entspringt. Wir staunen allein schon über den Seherblick, der so reiche Entwicklungsmöglichkeiten in dem unscheinbaren Korn erschaut. Voll Ehrfurcht aber neigen wir uns vor der Schöpferkraft, die aus ihm all dies zauberische Blüten hervorrief. Hier stehen wir auf dem Punkte, über den hinaus kein Forschen uns führen kann. Es ist eine Formel, keine Erklärung, wenn wir sagen, daß dem Dichter das Geschaute zum inneren Erlebnis wurde, das in ihm wuchs, mit ihm sich wandelte und ein Teil seines Seins wurde, ehe es sich vollendet von ihm löste. Unsere Darlegungen haben wohl gezeigt, wie das Einzelne in der Phantasie des Dichters Wurzeln schlug und frische Triebe aufsetzte; das Werden zum Ganzen aber entzieht sich unserm Blick. Aus der innigen Verschlingung all der vielen Ranken dürfen wir vielleicht schließen, daß dieses Werden nicht geringe Zeit in Anspruch genommen hat. Der volle, unvergeßliche Klang, der von der Dichtung ausgeht, sagt es jedem, daß hier ein Werk aus einem Guß ohne Riß und Naht vor uns steht. Und es war wahrlich ein langer, mühseliger, aber auch beseligender Weg von dem ersten „grausamen Einfall“ bis zu diesem reinen, tiefen Glockenklang!



Dem Dichter von Abu Telfan

Von Margarete Schütz

Die vom Mondgebirge kommen,
Die mit fremden, bangen Augen
In der Welt verworrenem Treiben
Sehn, daß sie dafür nicht taugen,

Danken Dir, daß Du sie lehrtest
Über Eitelkeit und Schuld
Stille werden zu den Füßen
Unsrer Frau von der Geduld;

Daß sich nicht die Lippe kränfle
Herb in hartem kaltem Spott,
Nicht in Bitterkeit das Herz sich
Schließe zu vor Mensch und Gott;

Daß sie von dem Bergeshange
Unter dunkler Bäume Schatten
Ruhig schauen in des Lebens
Bunte sonnbeglänzte Matten.

Wilhelm Raabe als Jungbrunnen

Von Kurt Arnold Findeisen

Zwischen den steinernen Häufen der Städte, zwischen Elektrizitätswerken, Gasanstalten, Fabrikschornsteinen, Hochöfen liegt, was die Menschheit jung erhält: Wiese, Wald und Quell. Und die Wiese breitet sich in tausendfältiger Rispenzierlichkeit, in samentreibendem Duft- und Farbendurcheinander, der Stille verschworen, dem Atem des Winds und dem Grillenlärm. Und der Wald ragt in dunkelgrüner, saftstrotzender Stetigkeit; der Hauch seines Mundes schenkt Gesunden und Genüßlassen; an seiner Brust wohnt das Kindermärchen in einer Einsiedelei. Und der Quell hebt sich aus dem Schoß des Waldes; aus dem Kern des Gebirges kommt er; unter Moosgrund und Wurzeln kommt er her, bricht in heller Wahrhaftigkeit hervor, weckt Leben und Liebe, wirft seine jauchzende Jugend zu Tal, wird Bach, Fluß, Strom und wird reif fürs Meer. Und das Meer brandet und braust und dehnt sehnsüchtige Arme in keuscher Jungfräulichkeit, wühlt, tost und erhöht sich zum Sonnenjüngling, zum Geliebten, in unsichtbarer Himmelfahrt. Und die Sonne hält über Meer, Wald, Wiese das Diadem der ewigen Jugend, erlaucht in klarbewegter Luft und in schweifendem Wolkenzug. —

Zu diesen Brutstätten des Seins müssen wir uns von Zeit zu Zeit zurückfinden; in diese Brunnen tiefster Lebenswonne müssen wir immer wieder untertauchen, wollen wir innerlich jung und stark bleiben, wollen wir den Pulsschlag unseres Herzens im Einklang erhalten mit dem Rhythmus der göttlichen Daseinsmelodie. Wie Julin aus den Wogen steigt dann das Glück unsrer gotterfüllten Morgenzeit mit dem Geläut aller Glocken wieder empor; dann ist Thule gefunden; der Gral leuchtet auch uns. —

Außer Wald, Wiese und Quell hat uns bisher fast jeder große Mensch, jeder Dichter und jeder Denker einen Jungbrunnen bereitet, aus dem wir Kraft für den Alltag schöpfen können. Gerade wir Deutschen sind in diesem Sinne brunnenreich. Da ist Goethe: Ein kristallener Strahl fällt tönend in marmorne Schalen. Da ist Kant: Ein herbkühler Vorn springt auf unter germanischem Wurzelgäader. Da ist Raabe: Von einem verlassenen Mühlrade fallen klingende Tropfen.

Und neben Wilhelm Raabes Mühlrade — in der eisenumbogenen Ragenmühle — raunt jemand: „Es ist eine Glocke, die klingt über alle Schellen; wer in der rechten Weise still sein kann, der wird sie wohl vernehmen.“ Die Stimme dieser Glocke eignet einer Musik, „mit welcher Blech, Schafdärme und Geigenholz nichts zu schaffen haben.“ Und mit dieser Musik sind wir mitten drinnen in dem Lande, das sich um unsres Dichters Jungbrunnen lagert, mitten drinnen in seinem alters-

losen Königreich. Jedoch, „es gehört ein fein organisiertes Geflecht der Nerven dazu, um die wirklichen Königreiche dieser Welt von den nachgemachten, den unechten, den scheinbaren zu unterscheiden.“ In den unwirklichen Königreichen, das haben wir alle leider am eigenen Leibe erfahren müssen, herrscht der Haß und der Neid, die Eucht und die Bier, die Lüge und der falsche Schein, der Pomp und der atemlose Superlativ. Da blüht das Leid aus jedem Blumentopf; hinter jedem Vorhang lauert grinsend der unerbittliche Scharfrichter, der Tod. Trotzdem tanzt das Ewig-Gestrige einen plumpen, geräuschvollen Schleifer in sinnverwirrendem, brünstigem Körpergewühl. Trotzdem kreischt tagein, tagaus der Blasbalg der Lüfte. Alle Farben prozen und schreien. Ein niederträchtiges Münzengeklingel mischt sich in alles Getön. Das Ewig-Außerliche und Vergängliche regiert. —

Über dem Tor von Wilhelm Raabes wirklichem Königreiche steht geschrieben: Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Denn um nichts als um Innerlichkeiten handelt es sich hier. Wohl weiß der Dichter, daß die Menschheit für die Innerlichkeit „niemals ein sehr scharfes Auge“ gehabt hat; aber er macht ihr keinen Vorwurf daraus. In das faltentlose Gewand der ewigen Liebe gehüllt, steht er da, mild lächelnd und verzeihend im Allesverstehn. Er weiß: „Es ist die gewöhnliche tragische Posse: Die Welt der Gewöhnlichkeit, der Gemeinheit gewinnt es uns immer wieder ab; aber der Geist Gottes schwebt zu allen Zeiten über den Wassern.“ Und den Geist Gottes will er über die Kinder seines Mitgeföhls ausgegossen sehn. Das Ethos soll an die äußersten Ufer seines Reiches Oralslicht strömen. In „wundervoll erleuchteter, in lichter Seele“ soll alles zum Austrag gebracht werden. Hier gilt, was der träumerische Länbrich-Pascha, der Freund des aus Abu Telfan Heimgekehrten, früh erkannt hat: „Je weiter man die Augen aufreißt, desto blinder wird man, und je fester man sie schließt, desto klarer wird einem, wer man ist und wo man eigentlich zu Hause ist.“ Nämlich: Ein lautloser Pulsschlag der Ewigkeit ist unser Sein. Die schweigsame Stadt der Unsterblichkeit ist unsrer Seele Vaterstadt. Nämlich: „Der Mensch lebt nicht in dem Getöse, was er um sich herum macht oder hört, sondern in der Stille, die er in seinem Busen erhält.“ Er lebt in sich und ist des Gottes voll seit dem Tage, an dem er das erkannte. Freilich, „es ist schwer, ein rechter Mensch zu sein und jedem Dinge sein rechtes Maß zu geben; wer aber mit der Sehnsucht danach in der Tiefe geboren wird, der wird doch eher dazu kommen als jene, welche zwischen Gipfel und Niederung erwachen und welchen das Oben wie das Unten gleich unbekannt und gleichgültig bleibt. Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit; und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt. Der Mensch hat doch nichts Besseres als dies schmerzliche Streben nach oben; ohne dasselbe

bleibt er immerdar Erde von Erde genommen; in demselben und durch dasselbe richtet er sich aus aller Leibeigenschaft des Staubes auf; in demselben reicht er, wie wenig es auch sei, was er erlange, allen himmlischen Mächten die Hand; in demselben steht er auf der winzigsten Scholle in dem engsten Kreise als Herrscher des unendlichen Gebietes da, als Herrscher seiner selbst.“ „Mit dem Hunger nach der Unendlichkeit wird der Mensch geboren; er spürt ihn früh; aber wenn er in die Jahre des Verstandes kommt, erstickt er ihn meistens leicht und schnell.“ Selig, wer Zeit seines Lebens hungrig bleibt! Die sorgende Sehnsucht ist besser als die satte Erfüllung, das schmerzliche Heimweh noch viel, viel besser als das wunschlose Zuhause-Sein. „Stilles, tiefverborgenes Heimweh, melancholische Sehnsucht nach Ruhe und Licht sind es, die allein nur, und auch nur in vereinzelt Momenten, das Reich der Ruhe und des Lichts in der Seele des Menschen aufbauen.“ „Sieh nach den Sternen,“ das ist's, was die Weisheit der Leute aus dem Walde vor allem zu raten hat, „und wenn der dunkle Erdentag, wenn das irdische Gewölk sie dir verbirgt, so denke an sie und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln!“ „Die Sterne sind nie höhnisch, sind nie falsch; sie freuen sich nicht über das Elend der Erdgeborenen! Wer ihnen folgt, mag wohl seinen Pfad mit Tränen nehmen müssen, aber es ist doch der rechte Weg, er führt in die Höhe.“ „Immer höher muß man steigen, je mehr das Irdische andringt.“ Die Leidgebärde dieser Wanderschaft darf nicht abschrecken. „Eine wirkliche Krone kann doch immer nur eine Dornenkrone sein.“ „Nicht in Goldwolken hüllt das Schicksal seine Erkornen; in den dunkeln Mantel des Schmerzes, der Gebrechen, der Krankheit und jeglichen Elends hüllt es sie.“ Aber sie gehen frei durch; sie schreiten sub specie aeternitatis wie Petrus über Gift und Schaum des Meeres; sie halten sich über den Sachen; der Staub der Materie bleibt nur an ihren Füßen haften und kann leicht abgeschüttelt werden; sie wandeln einher wie in hohem Adel. „In jeder Lage und unter jeglichem Geschrei, Gewirr und Gewinsel“ tragen sie das eigne Leben als eignes Kunstwerk wie ein Geschmeide. Ihre Pflichten wachsen ihnen aus ihren Schicksalen auf; ihr eigener Wille ist in den Dingen rings um sie her. Weil der Augenblick sie nicht mehr überumpeln, der Schein nicht mehr ärgeren und rühren kann, sind sie „aller Praktiken Meister“. Weil ihnen der Marktlärm und das schrille Geschwätz zu einem fernen Gesumm geworden ist, hören sie die Ewigkeit trällern in ihrem Herzen, hören sie den Lobgesang der Sterne, jene sphärische Musik, und die Stimme des Predigers in der Wüste: „Die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur aber die Zunge oder was sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht.“ — „Der Herrgott, der große Magister, weiß sehr gut, daß sein Völklein erst mit saurem Wech mensa, der Tisch, deklinieren lernen muß, ehe es

zum großen Verbum amare kommt. Die grasgrüne Ewigkeit durch wird man zu studieren haben, ehe man dieses Zeitwort kennt in allen seinen Formen und Umwandlungen, ehe man alles das begriffen hat, was es regiert.“ — „Langsam, Schritt für Schritt die Treppe der Welt hinauf. Ist nicht jede Stufe, die man betritt, ein Glück? Nicht jeder Treppenabsatz, auf dem man einen Moment still hält und nochmals alles zusammenfaßt, eine Seligkeit?“ — „Stets achtete ich die Gelassenheit für eins der höchsten Güter, welche der Mensch auf dieser Erde erringen kann, aber die Gelassenheit unter allen Umständen, die Gelassenheit jedem Wesen und Dinge gegenüber, die Gelassenheit in jeder Lage, sei sie bequem oder unbequem, drohend oder lächelnd, gut oder böse. Ich habe mir viele Mühe gegeben, diese schwere Kunst zu lernen; es hat lange gedauert, ehe ich nur verhältnismäßig als Sieger in dieser Beziehung aus den Konflikten, welche jeder neue Morgen bringt, hervorging. Wenn die Selbstüberwindung das Höchste ist, was der Mensch in ethischer Beziehung erreichen kann, so ist die Gelassenheit, die absolute Gelassenheit, eine sehr hohe Stufe der Leiter, von welcher der Mensch auf das Weltgewirr hinabsieht.“ —

So schreitet im Wilhelm Raabe-Land der Erkrone — nicht immer über Asphodeloswiesen — empor. So gelangt er schließlich zum Sonnengipfel lauterer Menschlichkeit. Dann sind die erbärmlichen Lügenlappen ganz von ihm abgefallen. Dann sind alle selbstsüchtigen Triebe von gütig lächelndem Altruismus ausgestrichen worden. Dann wird die Entsagung zur Selbstbefriedigung, der Verzicht zur Selbstbefreiung. Dann liegt, was Diebe stehlen können, überwunden weit zurück. Die innere Struktur der Welt wird offenbar. Berührt wird der Kranz, der an den Sternen hing, der Kranz der Caritas wird ergriffen. —

Nicht immer über Asphodeloswiesen ging die Straße zum Tisch der Götter, das sagten wir schon. Nicht imposant, als große Aktion, vollzieht sich der Übergang aus der frönerhaften Werktätigkeit zur adligen Seelenschöne. „Die größten Wunder gehen in der größten Stille vor.“ „Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldenstum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldenstums, voll falschen Glückes und unechter Schönheit.“ Und zweierlei muß unbedingt, wenigstens in einer ersten entwicklungsfähigen Anlage mitgebracht werden: die Gabe, die Materie unterzukriegen durch den uuerschütterlichen, ernsthaften Daseinshumor, und die Fähigkeit, „auch bei grauem Tageshimmel und leisem Regenfall den wundervollen innersten Herzschlag des Erdenlebens daher zu erhörchen, von wo er wirklich erklingt.“ Aber beides sind Gnadengüter. —

So ist der Jungbrunnen Wilhelm Raabes beschaffen. So harret er, daß die deutschen Menschen kommen und sich über ihn neigen möchten. So ist er vorhanden als unveräußerlicher Erdenanteil derer, die nicht müde werden, zu sorgen und zu

suchen. Denn er liegt nicht an der breiten Chaussee: er läßt sich nicht ohne Mühe und Opfer finden. Und nicht alle, die sich zu ihm durch Dickicht und Geklüft durchgekämpft, sehen des Reiches Krone auf seinem Grunde liegen wie der pestkranke Michel Groland und seine glückbetrogene Braut Mechtilde Grossin, die mater leprosum, die von sich sagen durften: „Die Erde ist für uns untergegangen, aber wir beide sind doch gerettet.“ — Jedoch, er ist da, der Brunnen, aus deutschem Erdreich gehoben, mitten in deutschen Landen, nicht weit von Kyffhäuser, Wartburg und Brocken. Er ist da wie Wiese, Wald und Quell, wenn nur der wahre Durst nach ihm da ist. Ja, einige wollen sogar wissen, daß er sich zuweilen noch wirksamer und heilkräftiger bezeige als Wiese, Wald und Quell! Das lassen wir dahingestellt sein, geben aber doch dem Vater Pfister das letzte Wort: „Der richtige Mensch hat am Ende auch nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüsche und das edle, klare Wasser von Quell, Bach und Fluß nötig, um ein rechter Mann zu sein.“



Zukunftsmusik

Eine Raabe-Impromptu von Victor Blüthgen

„Wer wollte nicht Herrn Klopstock loben!
Allein ihn lesen? Nein!
Wir möchten weniger erhoben
Und mehr gelesen sein. —“

Also sprach in alten Tagen
Gotthold Ephraim.
Mir — verzeiht ein bißchen Klagen —
Sings da reichlich schlimm:

Kings erscholl von allen Feiern
Lob im Übermaß,
Während wie auf faulen Eiern
Der Verleger saß.

Wäre Lob dem Leibe nahrhaft
Wie dem Dichtergeist,
Hätt kommerzienrätlich wahrhaft
Ich zuletzt gespeist . . .

Doch was hilft posthumes Ächzen?
Kommt mein Tröster schon —
In des alten Raben Krächzen
Ruft's mit Geisterton:

Laß die Bücher ruhig schimmeln
Zu der Edlen Leid
Und einstweilen sich verhimmeln
Bis auf bessere Zeit!

Dreißig Jahr — in Jubelwettern
Wird sein Frühling nah'n,
Raschelnd durch Papier und Lettern
Nimmt er seine Bahn.

Und dann wirfst du endlich mode
Und dann wirfst du „geh'u“ —
Dreißig Jahr nach unsrem Tode
Gibt's ein Aufersteh'n!

Raabe und die Philister

Von Heinrich Goebel

Auch Raabe ist ein gut Stück Philister, und er leugnet es selbst nicht. Er hat eine besondere Vorliebe für häusliche Gemütlichkeit, für die warme Ofenecke, für Schlafrock und lange Pfeife. Er sitzt auch gerne am Stammtisch und — hört zu. Aber in Raabe steckt noch viel mehr, viele Seelen wohnen einträchtiglich in ihm beisammen. Er ist ein Freiluftmensch, gerade beim häßlichsten Wetter ist ihm am wohlsten zumute. Jede philiströse Engherzigkeit liegt weit unter ihm. Er läßt den Leser die freieste geistige Luft atmen. Mit der freien Natur ist er ebenso vertraut wie mit den inneren Stürmen des Lebens. Er kennt die Abgründe des Herzens: nichts Menschliches ist ihm fremd.

Wie ein Riesenbaum, der mit seinem Wipfel in den Äther ragt, mit seinem Wurzelwerk aber tief in der Erde und unter ihr verzweigt und verästelt ist, so ist auch Raabe. Aus der lustigen Höhe steigt er gerne hinab gleichsam in die unteren Stockwerke der Bewußtheit und gibt sich ganz dem Behagen hin, daß gerade in der Enge und Beschränkung zu finden ist. „Die feste Überzeugung, daß es die höchste Weisheit ist, dann und wann wieder zum Tier hinabzusteigen und Behagen und Unbehagen nur im allergegenwärtigsten Augenblick, ohne Vergangenheit und Zukunft zu empfinden, hält mich . . . recht munter.“ (Deutscher Adel.) So schreibt Ulrich Schenk, der vor Paris liegt, und das ist auch echte Raabenweisheit. —

So sehr Raabe daher den Philistern auch innerlich überlegen ist, so weiß er doch, wieviel innere Tüchtigkeit und gesunde Kraft in ihnen aufgespeichert liegt, und er nißt ihnen darum eine hohe Bedeutung für das Leben und Gedeihen der ganzen Nation bei:

„Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, und er wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen: Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Ariost, Tasso; Rabelais, Corneille, Moliere; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht: in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker, und trägt jeder Bliß, der aus dem fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie sähen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten

vorausschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Ratsstube, und selbst Friedrich von Schiller, der doch von allen unsern geistigen Heroen vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von einem früheren Kanzlei- und Stammverwandten grüßen und mit einem biederen „Weischt“ an alte natürlich-vertrauliche Verhältnisse erinnern zu lassen.

Es lebe Nippenburg und Bumsdorf! der Bierkrug und die Kaffeekanne, der Strickstrumpf und das Dintenfaß! es lebe der Boden, auf welchem wir stehen und in welchem wir begraben werden! es lebe der Herr von Bumsdorf! es lebe der Onkel und die Tante Schnödler, es lebe der Onkel und Stadtrat Hagebucher, es lebe die Rufine Clementine! und vor allen Dingen lebe der Vetter Wassertreter!“ (Abu Telfan, S. 305 f.)

Wie recht hat Raabe hierin, wie sehr läßt sich auch heute noch beobachten, daß erlauchte Geister nur darum scheitern und elend zugrunde gehen, weil sie den Zusammenhang mit dem heimatlichen Boden verloren haben, weil ihnen die deutschen Siebeldächer zu spitz, das Leben in „Nippenburg“ zu eng und dürstig ist, daß sie es nicht mehr ertragen können. Nomina sunt odiosa. Halten wir uns mit Raabe daran, daß alle wahrhaft großen deutschen Geister ein Stück Erden schwere und zwar von der heimatlichen Stammeserde, von Nippenburg und Bumsdorf, an sich tragen. Gelegentlich weist Raabe selbst mit behaglichem Schmunzeln auf das Stück Philistertum hin, das ihnen anhaftet: „Goethe und Hölderlin hatten das gemeinschaftlich: sie legten sich jedesmal sofort zu Bett, wenn das Leben zu scharf andrängte.“ Trotz aller wahren Verehrung vor menschlicher Größe ist er doch weit entfernt von einem blinden Heroenkultus. „Wir sind nur die Vermittler,“ sagt Wedehop (im „Deutschen Adel“), „wo wir uns groß, bedeutend, epochemachend zeigen, und nichts weiter. Frage Helden und Weise danach, sie werden bescheidenlich dir daselbe gestehen, Achtermann.“

Überhaupt sieht ja der echte Humorist das Große im Kleinen und umgekehrt das Kleine im Großen. Auch ein Napoleon hat seine schwache Stunde, wo er dem Geschrei der Menge nachgibt (ebenda, Ende des 4. und Anfang des 5. Kap.). Und alle insgesamt sind wir gebrechliche Menschen: „O, wir sind gewaltige Helden zu Fuß und zu Pferde, vor dem Schreibtisch, und der liebe Herrgott weiß es allein, wo sonst noch vor: retten wir uns rasch aus der Vorstellung unserer Größe in den Humor einer anderen Vorstellung, nämlich, daß es im abgemessenen Laufe der Gestirne immer wieder von neuem Nacht wird, und wir alle — alle Helden und Heldinnen eingeschlossen — mit seufzendem Behagen die Decke zurückschlagen

und einerlei ob mit dem linken oder rechten Fuß zuerst — ins Bett steigen. Hinein-
kriechen würde vielleicht das bessere Wort sein; es ist es jedenfalls sogar nach den
größten gewonnenen Siegeschlachten für manchen Triumphator gewesen.“

Und doch besteht ein durchgreifender Unterschied, von den Genies ganz zu schweigen,
die selbstverständlich hoch erhaben über der übrigen Menschheit stehn. Auch seine
Lieblingsgestalten, die doch oft so unscheinbar sind, erhebt Raabe weit über die
Alltagmenschen hinaus und weist ihnen einen Ehrenplatz an. Es kommt da nie
auf einige Außerlichkeiten an, sondern ganz allein auf den inneren Wert des
Menschen. Und da stehn auf der einen Seite die kleinlich denkenden Philister, die
Herdenmenschen, die gegen jeden, der anders ist wie sie, eine geschlossene Phalanx
bilden; auf der andern die schlichten Helden Raabes, die oft verfolgt und verhöhnt,
sich tapferen Herzens allein ihren Weg bahnen, unbekümmert um die Meinung der
Welt. Hier gibt es keine Gemeinschaft. Jede echte Größe, jede innere Überlegenheit,
die nicht auch durch den äußeren Erfolg gestempelt ist, erfüllt die Philister mit Miß-
trauen. Und gerade, weil sie so eng zusammenhalten, bilden sie eine Macht und
sind die gefährlichsten Gegner der einzelnen, der wahren und echten Menschen, die
zugleich auch die seltensten sind. Diesen setzen sie einen zähen, passiven Widerstand
entgegen, der nicht selten zu offener Feindseligkeit ausartet. Raabe ist unerschöpflich
und ungemein erfinderisch darin, die Gegensätze zu mischen. Es kommt zu den er-
gößlichsten Szenen, in denen die Philister in unfreiwilliger Komik ihre ganze Un-
zulänglichkeit offenbaren. Der Leser ist belustigt, aber dahinter zeigt sich häufig ein
tiefer Ernst, ohne den es keinen echten Humor gibt.

Einen solchen Charakter trägt vor allen der Roman Raabes, der von manchen
als der bedeutendste angesehen wird: Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mond-
gebirge. Der Held des Romans, Leonhard Hagebucher, der nach zehnjähriger, ent-
setzlicher Sklaverei auf abenteuerliche Weise gerettet wird und nach Hause zurückkehrt,
erkennt sehr bald, daß es auch in Deutschland, im heimatlichen Nippenburg und
Bunsdorf eine Gefangenschaft gibt, die drückender sein kann als die afrikanische,
die Gefangenschaft in der — der Ausdruck sei gestattet — Philisterei.

Darum ist Abu Telfan und das Lumurkieland auch symbolisch zu verstehen:
Auch die Leonhard Hagebucher nahestehende Hofdame Nikola von Einstein, fühlt
die Ketten des Lumurkielandes um Hand- und Fußgelenke klicren. Eingesperrt wie
ein bunter Stieglitz in die öde Haft des tödlich langweiligen, etikettierten Hoflebens
der benachbarten kleinen Residenz und später in das glänzende Elend einer unge-
wollten Konvenienzehe.

Zur Charakterisierung der Philister kommen nur ein paar Szenen in Betracht,
die freilich zugleich auch die wichtigsten des Romans sind. Zuerst die Szene, wo
sich die ganze weitere Verwandtschaft im Hause des Steuerinspektors Hagebucher

versammelt. Der zahlenkundige Vater Leonhards hat nämlich, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hat, das überaus traurige Fazit gezogen: mein Sohn hat nichts mitgebracht, und er liegt mir wieder auf dem Halse! Und um sich in seinen innersten Anschauungen, namentlich der Mutter gegenüber, bestärken zu lassen, ruft er den ganzen Vetter Michel zusammen. — Und nun kommen sie alle, die köstlichen Kleinstadtfiguren, die Lante Schnödler in ihrer gelben Kutsche, der gewichtige Onkel und Stadtrat Hagebucher und alle die andern Vasen, Vettern und Kusinen. „Das germanische Spießbürgertum fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleisten, entwurzelten, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber in seiner ganzen Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten, gloriosen Sicherheit und sprach sich demgemäß aus, und der Papa Hagebucher wäre der letzte gewesen, welcher für seinen Afrikaner das Wort ergriffen hätte.“ — Das große Wort aber hat Lante Schnödler und ihr Rat geht dahin, daß Leonhard endlich von seinem wilden Vagabundenwesen ablasse und eine Stelle als Ratskribent in Nippenburg annehme . . . mit 165 Taler Sporteln und zwei Klastern Holz. Es nützt dem armen Leonhard nichts, daß einige der jüngeren Verwandten ihn immer noch heimlich bewundern, und daß der „heruntergekommene“ Wegebauinspektor, der prächtige Vetter Wassertreter, sich gehörig für ihn ins Zeug legt: der Mann aus dem Lumurkielande ist gerichtet!

Eine andere Szene hängt mit dieser zusammen, sie spielt sich am Stammtisch zum „goldenen Pfau“ in Nippenburg ab. Viele Jahre hat sich der Steuerinspektor ungemein behaglich in diesem Kreise der Besten gefühlt. Von seinem verloren geglaubten Sohne hat man immer mit großer Achtung, sogar als von einem „Märtyrer der Wissenschaft“ gesprochen. Nun ist nach seiner unerwarteten Rückkehr mit einmal alles ins Gegenteil umgeschlagen. Bald beginnt man den Papa Hagebucher schrecklich mit dem „berühmten Sohne“ aufzuziehen. Eines Abends aber wird es zu arg. Man bezweifelt sogar, daß Leonhard überhaupt im Lumurkieland gewesen sei. Und als sie nicht nur alle, der Gerichtsdirektor, der Superintendent, der Forstrat, der Amtsrichter, der Konrektor, und der Vetter Sackermann den Alten gehänselt haben, sondern als auch der Onkel Schnödler, „dieses wesenlose, vom Pantoffel zerquetschte Ding“, seine Ansicht über den verlorenen Sohn herauszupiepsen wagt, da schlägt das dem Faß den Boden aus: Zornig verläßt der Steuerinspektor den goldenen Pfau mit der Erklärung, ihn nie wieder betreten zu wollen. —

In beiden Szenen zeigt sich die Unfähigkeit der Philister, den wahren Wert eines Menschen zu erkennen. Für sie ist der Afrikaner nur ein Laugenichts, ein Lump, und sie verlangen das Unmögliche von ihm, daß er, der der europäischen Zivilisation gänzlich entfremdet ist und wohl selbst das Schreiben verlernt hat, mit einem

Male in die „Respektabilität“ zurückkehre und sich eine bescheidene kleinbürgerliche Existenz gründe. Dagegen verkennen sie gänzlich, daß er ein im Innersten reifer Mensch ist, der mit der größten Standhaftigkeit die furchtbaren Martern der Sklaverei ertragen und ungebrochenen Mutes zurückgekehrt ist. Ja, er hat nicht nur alle Tiefen des Lebens ermesselt, er weiß auch seine Erlebnisse schöpferisch zu gestalten. In einem Vortrage, den er später nach eifrigem Studium in der Residenz vor einem erlesenen Publikum über seine Erfahrungen und Erlebnisse im innersten Afrika hält, gibt er, warm geworden, mit unerschrockenem Wahrheitsmuth und hinreißender Genialität in freiströmender Rede sein Innerstes preis. Die Wirkung ist außerordentlich: viele sind beschämt, andere aufs höchste ergötzt und wieder andere zu gleichem Freiheitsdrange fortgerissen. Aber leider nimmt gerade der dirigierende und einflussreichste Theil der Gesellschaft, an der Spitze der sehr aufmerksam zuhörende und fein lächelnde Polizeidirektor Anstoß an der heiteren Unbefangtheit, mit der der wilde Fremdling Vergleiche zu den europäischen Zuständen zieht. „Hier hatte sich jemand durch viel Dreck und Blut, durch sehr unsolide und ungeordnete Verhältnisse unter Türken, Mohren und Heiden aller Schattierungen wacker durchgeschlagen und brachte aus der grimmigsten Sklaverei, der heillossten Erniedrigung einen solchen Hauch der Freiheit in diese so rationell geordnete Gewöhnlichkeit mit, daß das philisterhafteste Selbstgefühl darüber mit bangem Ekel und Überdruß und bei den edleren Naturen mit einem dunklen Schmerz in Widerstreit geriet.“ — Sein Vortrag erregt gerade in den höchsten Kreisen ein unliebsames Aufsehen, und weitere Produktionen der Art werden dem armen Leonhard durch ein verbindliches Handschreiben des Herrn Polizeidirektors verboten.

Es ist die Tragödie des Genies, das nicht verstanden wird, gewiß innerlichst erlebt von Raabe selbst. Schon hatte man damals begonnen ihn gänzlich totzuschweigen, und gewiß mochte er damals auch fast eine leise Sehnsucht nach dem innersten Afrika empfinden, wo ihm manches besser zu sein schien als in den spießbürgerlich kleinen, allzu gesitteten und wohlgeordneten Zuständen des alten Deutschland der sechziger Jahre. — —

Die Weltanschauung der Philister gründet sich auf den soliden, gesunden Menschenverstand. Alles, was sich nicht mit dem nüchternen, berechnenden Verstande erfassen, sich nicht wägen und messen läßt, liegt außerhalb ihres Gesichtskreises. Nur, was in die Sinne fällt und praktischen Nutzen hat, findet ihren Beifall. Alle idealen Werte dagegen, jener höhere Schwung der Phantasie, jeder kühnere Gedankenflug gelten ihnen als Torheit, als „dummes Zeug“. Ihr liebes Ich steht ihnen im Mittelpunkt der Welt. Jeder außerordentliche oder überragende Mensch steht ihrer Eitelkeit im Wege; er ist ihnen unbequem, weil er sie in ihrem gewohnten Seelengleichgewicht stört, und noch mehr, weil sie sich durch ihn in ihrem Selbstgefühl

beeinträchtigt und verkleinert fühlen. Große Achtung bringen sie dagegen dem entgegen, der sie in ihren beschränkten, egoistischen Gedankengängen und in dem vollen Bewußtsein ihres Wertes bestätigt und bestärkt. — Wie anders die Raabeschen Helden, die jederzeit bereit sind, für die Menschen, die sie in ihr Herz geschlossen haben, oder für eine Idee, eine große Sache, eine Liebhaberei, die sie erfüllt, mit allen Fasern ihres Wesens einzutreten, ohne Rücksicht auf ihren persönlichen Vorteil und ihre eigene Bequemlichkeit, ja oft unter den größten Opfern bis zur völligen Hingabe ihres eigenen Selbst.

Einen Zusammenstoß dieser beiden Weltanschauungen, die man auch als materialistische und idealistische einander entgegensetzen könnte, schildert in höchst drolliger Weise und rein humoristischer Beleuchtung „Der Dräumling“. — Idealist ist der brave Rektor Fischarth in Paddenau, das an einem kleinen See in der sumpfigen Gegend des Dräumlings gelegen ist. Von diesem Schulmeister sagt einer der im Krebs versammelten Alten und trifft damit die Meinung der andern: „Es ist eben eine Schande, daß so ein einzelner Mensch daherkommt und Verse macht und ätherische Kränzchen, oder wie es heißt, einrichtet und so alles junge Volk vor der Nase toll macht. Die Polizei sollte doch einschreiten.“ Noch fataler aber wird diesen Alten, die auch Stammgäste im „grünen Esel!“ sind, derselbe Schulmeister, als er die 100jährige Jubelfeier von Schillers Geburtstag, zu der sich damals — 1859 — ganz Deutschland rüstete, auch im Dräumling anregt und ins Werk setzt. Zuerst scheint es ihnen nur ein guter Spaß zu sein, dann aber wird es ihnen, je mehr die Aufregung im Orte zunimmt, desto mehr ein Ürgernis, das sie in ihrer Ruhe aufstört.

So recht nach ihrem Herzen dagegen ist ein Fremder, der mit Bedienung im grünen Esel ankommt: Daniel George Knackstert aus Hamburg, der Vertreter der großen Firma Knackstert Witwe und Sohn. Sogleich wie er in die Gaststube eintritt, erscheint er den Stammgästen als ein ungemein anständiger Mensch, wie man ihn schon lange ersehnt hat. Seine weltmännische Gelassenheit und Sicherheit, das zur Schau getragene Bewußtsein seines Wertes flößen ihnen den größten Respekt ein. Und er braucht nur die ganze Zeit, ohne ein kluges Wort zu sagen, groß und gediegen vor sich hinzublicken, um der Bewunderung der Paddenauer sicher zu sein. — Knackstert Witwe und Sohn ist auch in seinen Ansichten so recht ihr Mann. Er ist aus Hamburg geflüchtet, um den Rummel der Schillerfeier nicht mitmachen zu müssen. Und nun findet er zu seinem Entsetzen in Paddenau, wo er sich nebenbei mit der schönen Wulfbilde Mühlenhoff verloben will, die gleiche, ja eine noch viel größere Aufregung. „Also doch! also doch auch hier! Und dafür bei solchem Wetter solche Reise! Die ganze Nation ist verrückt geworden.“

Ein eben so großer Erzphilister ist der Vater Wulfbildes, der Geheime Hofrat Dr. Mühlenhoff, Ritter p. p., zugleich auch Verfasser von Dramen, Gedichten und

ästhetischen Schriften. Einst Prinzenegerzieher, hat er auf den Höhen der Menschheit gewandelt; aber aus dem Süßesten ist das Sauerste geworden. Grämlich, verdrießlich und tief in seiner Eitelkeit dadurch verlegt, daß das deutsche Vaterland ihn nicht nach Gebühr gewürdigt habe, hat er sich in seine Geburtsstadt Paddenau zurückgezogen. Auch er, der Goetheaner, fühlt sich durch die Schillerfeier, durch den „Raptus des ganzen deutschen Volkes“ aufs unangenehmste berührt. Und besonders peinlich ist es ihm, daß seine eigene Tochter, die schöne Wulfhilde, an dem großen Tage „die albernern Verse jenes Provinzialschulmeisters“ deklamieren soll. Nur widerwillig hat er seine Erlaubnis dazu gegeben, — noch peinlicher ist es freilich Knackstert Witwe und Sohn, dem vom Vater selbst ausersehenen Verlobten Wulfhildes.

Aber diesmal siegt der idealistische Rektor mit Hilfe seines guten Freundes, des Sumpfmalers Haeseler, der in allem, in seinem Innern wie in seinem Äußern, das vollkommenste Gegenbild von Knackstert Witwe und Sohn ist und darum auch vom Dräumling mit großem Mißtrauen betrachtet wird. Er ist ein durchtriebener Schalk, ein „Wunder der Heimtücke“, der mit außerordentlicher Besonnenheit und treuherzigster Miene die Ansichten Knacksterts unbedingt bestätigt und schon dadurch ins Lächerliche zieht.

Moralisch wächst der Rektor Fischarth, je näher der große Tag kommt, obwohl er von der gemeinen Bosheit und Lücke seiner Widersacher verfolgt wird. „Dummes Zeug“, so fertigt er die einer Bemerkung Knacksterts beifällig zurückenden Paddenauer im grünen Esel ab — „Dummes Zeug? ja dummes Zeug! aber wie viele Furcht, wie viel Haß verbergen sich oft unter dem bedauernden Achselzucken, welches die verachtende Phrase begleitet? Und was alles pflegen die Menschen unter der Rubrik zu verpacken! Wahrlich nicht bloß ihre Ansichten über einen hohen Feiertag der Menschheit, ihre Ansichten über gute oder schlechte Poemata, über gute oder schlechte Ratschläge guter Freunde — nein, manchmal, sogar ziemlich häufig, meine Herren, verpacken sie darunter ihre besten, zartesten, ja verständigsten Gefühle und Gedanken. —“

Und trotz des ärgerlichen Gesummns und Gebrummns, das ob seinen Worten entsteht, fährt der Rektor um so lauter fort: „Dummes Zeug! das ist das große Wort, mit welchem sich die Mittelmäßigkeit, das Philistertum am leichtesten und liebsten gegen das Höhere, das imponierend Unbequeme zu wappnen pflegt. . . Dummes Zeug! es ist oft eine sehr große Ehre für ein Ding, ein Wort, eine Tat, von einem Kunstwerk gar nicht zu reden, wenn der eingebildefte Tag sie unter der Etikette dummes Zeug abfertigt, und häufig genug hebt eine hohe Miene das in solcher Art Abgetane aus dem Staube des Marktes auf, um es im Göttersaale der Erdenvelt hoch auf seinen rechten Platz zu stellen, und es für die rechten Leute

und einem fernen Jahrhundert zur Freude, zum Trost und als ein großes Beispiel aufzubewahren.“

Und als der Großhändler Knackstert es wagt, die ganze Feier zu stören und dem Rektor zu verbieten, daß er seine Verse durch Wulfsbilde Mühlenhoff deklamieren lasse, da hält ihm der Schulmeister des Dränmlings ein Privatissimum, das geradezu vernichtend ist:

„Mein Herr, wir feiern heute ein Fest, wie keine andere Nation der Erde es in gleicher Weise zu feiern imstande wäre. Tausende, Hunderttausende, ja Millionen unserer Mitbürger strecken jubelnd ihre Hände dar — auf den Höhen und in den Tälern regt es sich jauchzend — Ihre große, edle Vaterstadt, mein Herr, bewegt sich in ihrer Tiefe; wer sind die Erbärmlichen, die sich abseits stellen wollen und sagen: Wir tun nicht mit! — wer sind sie? Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdenaal, und da es seinen Stuhl im Räte von andern besetzt findet, da es seinen Platz vergeblich ausucht, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es. — Ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal: mein lieber Knackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über dieses erhabene Sichbesinnen ihres Volkes zu stellen? Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein verehrter Herr! . . .“

Dieser Hochschwung nationaler Begeisterung ist dem Urphilister Knackstert vollkommen unverständlich: er hat nichts von dem begriffen, was der Rektor sagt, er fühlt sich nur in seiner Würde sehr verletzt. — Die Paddenauer lassen ihn im Stich, denn der große Tag nimmt trotz kleiner Zwischenfälle einen würdigen Verlauf, Wulfsbilde Mühlenhoff deklamiert wirklich die Verse des Rektors, und als Verlobter tritt an Stelle Knacksterts der drollige Sumpfsinaler Haeseler. — —

„Je nach Umständen,“ das ist die Devise des Wirtes zum grünen Esel, und so denken auch die Philister. Sie wenden sich immer dem zu, der Erfolg hat. Gediegenes Äußere, gesicherte Stellung, Geld, Orden und Titel verfehlen nie, einen großen Eindruck auf sie zu machen. Selbst dunkle Ehrenmänner, Glückstritter und Abenteuer imponieren ihnen gewaltig, wenn sie zu Macht und Ansehn gekommen sind. Als der früher verachtete Barbier Dietrich Häußler (Schüdderrump) nach dreißig Jahren als Edler von „Hausenbleib“ aus Wien nach dem Harzdorf Krodebeck zurückkehrt, da ist alles frühere vergessen; alle Türen öffnen sich dem großen Herrn. Der Sohn des Pastors reißt ihm entgegen, dieser selbst bereitet seine Gemeinde auf das bevorstehende Ereignis der Ankunft des vornehmen Herrn sal-

hungsvoll vor und stellt ihm in der liebenswürdigsten Weise sein Haus zur Verfügung. Als eleganter Cavalier erscheint der Herr Baron mit Gefolge und spielt so trefflich die Rolle des feingebildeten Weltmannes, mit so lächelnder Unbefangtheit und herzlicher Naivität, daß selbst die Bewohner des Lauenhofes, wo er einstmals zur Tür hinausgeworfen wurde, gehörig „eingeseift“ werden. Niemand kann ihn daran hindern, daß er, der seine Tochter ruiniert hat, nun auch sein Enkelkind, die zarte und feine Antonie Häußler, aus der sichern Hut des Lauenhofes und ihrer Pflegeeltern in das verderbte Weltleben seines Kreises nach Wien mitnimmt. Die Bauern im Dorfkrug aber prügeln den Kerl zur Tür hinaus, der es gewagt hat, den großen Herrn zu verschimpfieren. — Ebenso freundlich wird der Kaiserlich brasilianische Oberst Dom Agostin Agonista, der vor einem Menschenalter das ererbte Amt des Scharrichters von sich abgeschüttelt hatte und auf und davon gegangen war, in seinem Heimatorte und in der Apotheke „Zum wilden Mann“ empfangen. Von allen wird er als ein Wundertier betrachtet, und ein scheuer Respekt liegt in jedem Blick, den man ihm nachsendet, in jedem Wort, das man an ihn richtet. Nicht nur alle Honorationen des Dorfes, auch die Gutsbesitzer und reichen Domänenpächter der Umgegend wetzeln miteinander, den vermeintlichen Wohltäter seines Freundes, des Apothekers Kristeller, den er kaltlächelnd zugrunde richtet, bei sich zu Gaste zu laden. —

In engen, kleinen Verhältnissen gedeiht das Spießbürgertum am besten, und bisher war auch nur von Kleinstadtphilistern die Rede oder doch von solchen, die, wie der Hamburger Knackstert in der kleinen Stadt oder im Dorf erst ihr anscheinend so großzügiges Wesen zur rechten Entfaltung bringen. Dennoch gibt es natürlich auch in der Großstadt ebenso gut Philister, wenn sie auch hier nicht so sehr im Vordergrund stehen. So die „Bildungsphilister“, die in der Großstadt recht eigentlich zu Hause sind. Das Wort ist freilich erst von Friedrich Nietzsche geprägt worden, aber den Begriff kennt Raabe sehr gut. Zu ihnen gehört der schon charakterisierte Hofrat Mühlenhoff, und es sei daher von vielen nur noch der ungemein beliebte Erzähler und Vortragende Dr. Albin Brockenorb in Berlin (im alten Eisen) genannt. Trotz seiner glänzenden Redebegabung und blendenden Geistesstärke ist er innerlich leer. Was er sagt, sind nur Worte, Worte, Worte ohne wahren Gehalt, eitel Tagesdienerei. Er ist ein besonders von den Damen gefeierter und angeschwärmter Schönredner; als ihn aber das Leben auf die Probe stellt, macht er eine höchst jämmerliche und klägliche Figur.

Von weit allgemeinerer Bedeutung ist ein anderer Philistertyp der Großstadt, den Raabe mit einer Bitterkeit der Satire zeichnet, die ihm sonst fremd ist. Es ist Pinnemann, der Schreiber und Agent Pinnemann in den „Drei Federn“. Er ist der Vertreter der ganz gewöhnlichen, gemeinen, banalen Mittelmäßigkeit. Er ist sehr schlau, aber

nicht klug. Denn er ist der Mann der kleinen Mittelchen und Intrigen. Alles ist klein und ordinär an ihm. Der Notar Hahnenberg hat seinen Mündel August Sonntag diesem Menschen anvertraut, damit er dessen Erziehung vollende und den unreifen Jungen ins Leben einführe. Und Pinnemann gewinnt bald einen großen verderblichen Einfluß auf August Sonntag. Sein Erziehungsprinzip besteht darin, daß er ihn in die „Schule des niedersten Lebens“ (ein Ausdruck aus dem „Schüdderump“) einführt. Alle Illusionen sucht er ihm zu rauben, jede Begeisterungsfähigkeit, jede wärmere Gefühlsauswallung in seinem gelehrigen Schüler durch seinen flachen, billigen Wiß, sein böswilliges impotentes Geisern gegen alles Höhere zu ertöten. Nur eins kennt Pinnemann, sein eigenes Ich. Mit brutaler Genußsucht sucht er sich des Lebens zu bemächtigern. Und das gelingt ihm, soweit das niedere Leben in Betracht kommt. Überall steht er im Vordergrund, der elegant gekleidete Junggeselle, „so glatt rasiert und glatt frisiert, so gemein vergnügt, so hohl und mußknackerhaft, mit Ringen und Ketten und Busennadel, mit dem unanständigen Elfenbeingriff eines zierlichen Stöckchens um die Lippen, die Nase und das feiste Kinn spielend, gesund, bestens konserviert . . .“ Überall ist er da, im Theater, im Konzertsaal, auf der Straße, er begleitet uns auf Schritt und Tritt; immer hat er das erste und das letzte Wort und den größten Einfluß auf die Masse. Er hat einen sehr großen Bekanntenkreis und er liebt es, das Gute herabzusetzen, dagegen alle geheimen Privatverhältnisse, alle schlechten und lächerlichen Eigenschaften mit boshafter Schadenfreude hervorzuheben.

Raabe faßt Pinnemann ganz typisch, unter der Hand wird dieser ihm zum Vertreter der großen Masse der Herdenmenschen. Hinter ihm stehen Hunderttausende, ja Millionen; nichts, was er sagt oder tut, geht über die flachste Mittelmäßigkeit hinaus. Dagegen weiß er alles, was in der Zeitung steht, über die neuesten Ereignisse ist er genau orientiert, bei jeder Sensation ist er dabei gewesen. Immer steht er im Mittelpunkt der Dinge und der breitesten Öffentlichkeit, unendlich schlau sich dünkend und doch so unendlich borniert.

Die schneidende Schärfe in der Beurteilung Pinnemanns steht bei Raabe ganz vereinzelt da. Bei jedem Menschen weiß er sonst auch eine gute Seite herauszufinden, nicht zum wenigsten bei den Philistern. Ihr beschränkter Gesichtskreis, ihr natürlicher und oft gesunder Egoismus hat scheinbar so gar nichts Gefährliches an sich, nur sehr viel Komisches und Belustigendes. Und immer sitzen ja auch an ihren Stammtischen freiere Geister, die wie der Vetter Wasserträter ihre Meinung recht deutlich zum Ausdruck bringen, dafür freilich durch verächtliche Blicke gestraft und für sehr dumm gehalten werden.

Viele sind ja auch nur insoweit Philister, als der Beruf ihrer ganzen Persönlichkeit, ihrem Denken und Handeln seinen charakteristischen Stempel aufgedrückt hat.

Raabe ist sehr sündig in der Entdeckung unzähliger kleiner Eigentümlichkeiten und komischer Sonderbarkeiten, die mit dem Berufsleben und der gesellschaftlichen Stellung zusammenhängen. Und es gibt wohl keinen Stand, keinen Beruf, an dem nicht Raabe auch einen oder den andern komischen Zug entdeckt hätte. Aber es würde zu weit führen, auf derartige Einzelzüge einzugehen, — nur das sei erwähnt, daß Raabe mit Vorliebe nüchterne und phantasielose Aktenmenschen zu seinen Berichterstat tern wählt, von deren trocken-sachlicher Darstellung sich der gefühlvolle Inhalt um so merkwürdiger abhebt, wie er sich ja oft auch selbst das Ansehen eines unständig lich berichtenden Chronisten gibt.

Anderer sind nur scheinbar Philister, in Wirklichkeit aber großdenkende Menschen wie der edle Apotheker Philipp Kristeller (Zum wilden Mann), der sich dem grausamen Schicksal, das ihn aus seinem behaglichen kleinen Glück herausreißt, voll auf gewachsen zeigt.

Wieder andere sind erst allmählich Philister geworden. Einmal sind sie auch jung und unvernünftig gewesen, aber das Schicksal hat sie abgestumpft und glatt gehobelt — oder die Ehe! Manchem Pantoffelhelden, der jetzt seine Zipfelmütze über die Ohren gezogen hat, sieht man es nicht mehr an, daß er einst auch seine Sturm- und Drangzeit gehabt hat, an die er nicht mehr gerne erinnert sein mag, wie z. B. der Papa Gutmann (Gutmanns Reisen), der sich freut, daß er damals kein Tagebuch geführt habe. — Wie hat sich u. a. Max Bösenberg, der einstige lyrische Subredakteur am „Chamäleon“ geändert! Wie gefühlvoll war er damals (Kinder von Finkenrode), wie schwärmerisch verstiegen in seiner platonischen Liebe für Cäcilie. Nach 20 Jahren aber begegnen wir ihm wieder in den „Alten Nestern“ und beobachten ihn auf einer Eisenbahnfahrt von Berlin in die Heimat. Er ist ein fetter Junggeselle geworden und Stadtrat in Finkenrode, einer der höchst Besteuer ten der Kommune. Ein Urphilister, der nur an sein körperliches Behagen denkt. Gegenüber lyrischen Gefühlen, wie er sie einst auch gehabt hat, summt er jetzt spöttisch aus der Oper Zampa vor sich hin: Wenn mir ein Mädchen recht gefällt. Dagegen schnupft er jetzt auch, er hat eine feine silberne Tabaksdose, offenbar aus der Erbschaft, die er gemacht hat. Aus einem eleganten Reisefuttermal zieht er allerlei Eßbares und Trinkbares hervor. Nachher wird er schläfrig und gibt sich einem gesunden und regelmäßigen Schnarchen hin, seine lieben Reisekameraden sich selbst überlassend. — Ähnlich hat der Maler Bogislans Bledy (Der Lar) die Narrenjacke seiner Jugendillusionen an den Nagel gehängt und sich auf sein „wahres“ Talent besonnen: er ist Leichenphotograph geworden.

In urkomischer Weise vollzieht sich manchmal der Eintritt ins Philisterium, plötzlich und nicht selten durch eine höhere Gewalt erzwungen. Da ist der „wilde“ Bodenhausen, der junge Müller aus Sarstedt an der Innerste (Die Innerste). Er

ist der harten Zucht seines Vaters entlaufen, und seitdem gehen die tollsten Gerüchte über ihn herum. Er stehe in nahen Beziehungen zu der wilden „Innerste“, der Doris Radebecker in der schauerlich-unheimlichen Buschmühle im Oberharz, er sei in ein berüchtigtes Freibataillon beim alten Fritz eingetreten u. s. f.; ja, mancher Garstedter Bürger ist der Überzeugung, daß er sich irgendwo im Winde drehe. Aber eines Tages kehrt er abgerissen und mit zerschlagenem Kopf nach Hause zurück, und nun gibt es einen wilden Tanz um den Tisch herum in der Müllersstube. Denn der Alte weiß seinen Sohn zu nehmen, den „Landläufer“, den „schwachmütigen Lumpen“ und „jammerhaften Wischlappen“, er weiß, daß er immer nur ein „Hase im Marderpelz“ gewesen ist. Und nachdem der Alte ihn gehörig zum Empfang mit seinem spanischen Sonntagsrohr traktiert hat, läßt er ihm zwei Tage drauf vom Garstedter Balbier den kriegerischen Schnauzbart abnehmen, und die Mutter schenkt ihm am Sonntag eine gestrickte Zipselkappe und eine weiße Müllersjacke. Jetzt müssen auch die Böswilligsten zugestehen, daß sie sich in dem „wilden“ Bodenhagen geirrt haben. Er ist der allerzähmste geworden, kommt noch hinzu, daß er jetzt auch die ihm ausersehene Braut, das hübsche Lieschen Papenberg, nach dem Willen des Alten heiratet. —

Und welche gewaltige Umwandlung ist mit Ludwig Dorsten eingetreten (Das Horn von Wanza). Er, der Senior und der erste Chargierte der Kaninesaten in Göttingen, ihr mehrmals durch's Examen gefallenes Haupt, ist erster Chargierter in dem ödesten Philisternest, Bürgermeister in Wanza an der Wipper geworden! Innerlich ist er noch das alte Haus geblieben, aber äußerlich — du lieber Himmel! Als er mit seinem jungen Korpsbruder, dem Studiosus Bernhard Grünhage, von seiner Erkniepe zurückkehrend, wieder der Stadt sich nähert, wie fängt er da an, zum wachsenden Erstaunen seines Begleiters, seine Glieder zurechtrücken, in steifer Haltung seinen nicht wegzuleugnenden Bauch vor auszutragen und sich, innerlich wimmernd, äußerlich die würdigste Miene zu geben! Und gerade auch begegnet er dem schlimmsten der Philister, mit denen er sich täglich herumschlagen muß: dem Stadtverordneten und Bürgervorsteher Johann Tresewitz, seines Berufs Lichtzieher und Seifenfabrikant. „Knabe, Knabe!“ ruft er aus, „hier wandle ich, Dir zum warnenden Exempel; denn dieser eine Philister rächt täglich vollkommen sämtliche Sünden, die ich vordem an Seinesgleichen begangen habe!“ — — —

Ein sicheres Kennzeichen aber gibt es dafür, daß jemand ein ganzer Philister ist: Nicht mit der Jugend mitfühlen zu können, für sie kein Verständnis zu haben. Und wer gar fürchtet, daß ihm die junge Generation über den Kopf wachse, der ist sicherlich auch hinter seiner Zeit zurück und innerlich stehen geblieben und ver-trocknet. — Hören wir nur einen Augenblick dem Gespräch der Alten im Krebs in Paddenau zu. Der eine beklagt sich, als er neulich ruhig mit seiner Pfeife vor

der Tür gestanden habe, da habe ihm ein solcher neumodischer, naseweiser Bengel auf die Pantoffeln gesehen und ihn gefragt: „Entschuldigen Sie, ist der junge Herr Dörre zu Hause?“ — Da gucke ich ihm aber nicht auf die Füße, sondern gerade in die greinende Bisage und antworte: De Herre steit hier, de Junge sitt boven, Musche Timpe! — und so gehörte es sich.“ — Ein anderer Greis ist immer in heller Angst, wenn er über die Gasse geht, daß jemand hinter ihm drein lache und sage: da geht der alte Esel. Noch ein anderer beschwert sich über das Singen der Jugend an öffentlichen Orten, und der Vernünftigste des Kreises hält es für das Allerschlimmste, daß man immerfort ein Gefühl davon habe, wie „Unserer immer weniger werden, und wie das junge Volk immerfort in immer größerer Masse heraufkribbelt und krabbelt, daß ein ächtes richtiges Maikäserjahr nichts dagegen ist.“ — (Der Rektor Fischenhuth hat gerade Drillinge bekommen.)

Mancher kann sich eben gar nicht mehr darauf besinnen, daß er einmal jung gewesen ist, wie der Herr Inspektor, zu dem der größte Dummkopf des Kreises sagt: „In Göttingen haben Sie doch gesungen: Gaudeamus und knaster den gelben und: Wenn ich deinen Kahn besteige, oder was es sonst gibt, womit sich der Bruder Studio Luft macht“ u. s. f. Er kann sich allen Ernstes nicht darauf besinnen.

Und gerade die Väter versteh'n sich oft am wenigsten auf ihre Söhne, während die Mütter meist innerlich mit ihnen trotz aller dummen Streiche mitsüßeln. Nur zu oft ist der Vater allzu pedantisch und korrekt, und muß nicht selten daran erinnert werden, daß er es gerade so gemacht habe. Denn nur zu gerne betrachten die Väter ihre Söhne ohne inneres Verständnis nur nach dem philiströsen Gesichtspunkte des materiellen Fortkommens: Was soll einmal aus ihm werden? — Wie oft hat z. B. der selige Professor Schenck seinen trefflichen Silius, mit der Linken die Brille emporhebend, mit einem Blick über seine Philologica hinweg, einen „nichtsnußigen Bengel“, einen „bodenlosen Ignoranten“ und „unsäglichen Faulpelz“ gescholten. — Und wie hat einst der Vater von Just Everstein (Alte Nester) seinen Sohn angefahren, der doch später ein so sonniger Prachtmensch wird: „Der verfluchte Junge. Todschlagen könnte ich ihn alle Tage ein paar Male! Und todgeschlagen hätte ich ihn auch schon längst, wenn mir da nicht immer sein Großvater ins Gedächtnis käme, Nachbar, und ich mir denken müßte, was kann er denn eigentlich dafür, wenn's ihm einmal im Blute steckt?!“ — —

Wie die Philister kein rechtes Verständnis für die Jugend haben, ebenso wenig für die vielen Originale und Sonderlinge Raabes, die im Grunde ja nichts anderes sind als große Kinder. Hier sei nur ein besonders charakteristisches Beispiel angeführt: der Regierungsrat Wunnigel a. D. Er ist den Philistern ein großes Ulgernis. Schon sein ganzes Auftreten hat etwas Aufreizendes. Ohne zu fragen nimmt er sich, obwohl er ein Fremder ist, den besten Sofaplatz im „Kiedhorn“ an der

warmen Ofenecke, der doch von Rechtswegen seit Menschengedenken dem Kreis-
 kontrollleur Müller gehört. Infolgedessen bleibt auch der sonst rundum besetzte Tisch
 vor dem Sofa ganz für sich allein, und beide Parteien sitzen sich gegenüber wie
 Wolf und Schafe in dem bekannten kindlichen Spiele. Wie er dann weiterhin als
 etwas Selbstverständliches die Situation durch seine wundervolle Naivität beherrscht,
 darin liegt eine gewisse großartige Brutalität, die von den Stammgästen höchst
 peinlich empfunden wird. Als aber diese braven ordentlichen Familienväter der Stadt
 den unangenehmen Eindringling wieder ärgern wollen, da versehen sie gänzlich ihr
 Ziel. Denn sie sind ihm viel zu gleichgültig, daß er sich durch ihr höhnißlich trium-
 phierendes Grinsen aus seinem Gleichgewicht bringen ließe. Mit seinem instinktiven
 Menschenverstand durchschaut er ihre Absicht, und es macht ihm Spaß, sie recht
 zu ärgern. Er legt es geradezu darauf an, dieser schnöde „Usurpator angestammter
 Stammgastplätze und Sofaecken“. Er, der Freiluftmensch, immer auf der Landstraße
 oder auf Reisen, um Altertümer zu suchen, ist in seinem beneidenswerten Kinder-
 egoismus eine überaus glückliche Natur, so unphilisterhaft wie nur möglich. Denn
 er kennt keine Sorgen; er geht so ganz im gegenwärtigen Moment auf, mit so
 unglaublicher Genusßfähigkeit, daß schon die „Dunkelheit und Wolkenansammlung“
 des nächsten Moments außerhalb seiner Vorstellung liegt. Darum hat er sich noch
 nie in seinem Dasein gelangweilt, aber auch nie ist er imstande gewesen, „sich auf
 das zu besinnen, was er sich eine Viertelstunde vorher fest vorgenommen hatte!“
 — „Er, der in dem seligen Bewußtsein, eine Braut sicher zu haben, von dem
 guten Mädchen daran erinnert werden mußte, daß man sich auch wohl heiraten
 könne. Er, der zur Trauung von einem eiligen, atemlosen, keuchenden Boten, der
 bereits die halbe Stadt nach ihm abgelaufen hatte, aus dem „Blutgericht“ abgeholt
 werden mußte! Er, der sein . . .“ möge jeder, dem Wunnigel unbekannt ist, selbst
 weiter lesen in den Ges. Erzählungen B. 4, S. 217 — es ist ein Gewinn für
 immer, einen solchen Prachtmenschen kennen zu lernen. Wie unmöglich für die
 stets ängstlich um ihr Wohl besorgten Philister, wie haarsträubend und empörend
 seine ganze ungeordnete Lebensweise, wie verschroben und verrückt seine hirnver-
 brannte Liebhaberei für altes Gerümpel! — Und doch findet dieser eklige Mensch
 immer andere Gleichgesinnte, die wissen, welch' famoser Prachtkerl er ist, welche
 große Gutmütigkeit in ihm steckt. So ist sein besonderer Freund der 70jährige,
 bankrotte Uhmacher, Erfinder und Tausendkünstler Rottmeister Wenzel Brügge-
 mann, in dessen Hinterstübchen Papa Wunnigel auf seine letzten Tage nach der
 größten Torheit seines Lebens eine Zufluchtsstätte findet. Dieser Rottmeister hat sich
 aus dem Philisterlachen auch nie etwas gemacht. Ja, er hat ein sehr künstliches
 Uhrwerk erdonnen, das beim Angeben der Stunde ein gemüßlos dumpfes: „ha, ha,
 ha! — ha, ha, ha!“ ertönen läßt und das dieses „mechanische, dickbäuchige,

philisterhafte Plästergeräusch“ gerade boshafter Weise in eine bemerkenswerte Zeter-
szene hineinwirft, die sich im Hinterstübchen Brüggemanns abspielt.

Die Unberechenbarkeit groß angelegter Naturen, ihre erfrischende Naivität, ihre
kindliche Ursprünglichkeit bleibt für immer den pedantischen und korrekten Alltags-
und Verstandesmenschen verschlossen. Sie, die sich so klug dünken, ahnen nicht, wie
töricht sie im Grunde sind. Denn gerade das Schönste und Herrlichste, was es auf
Erden gibt, geht ihnen verloren. „Die, welchen das zu hoch klingt, haben nie
zwischen dem 14. und 15. Jahr an einem Julitage auf der Erde lang ausgestreckt
gelegen und, die Hände unter dem Hinterkopfe, sich — die Sonne ins Maul
scheinen lassen, wie die Redensart lautet. Sie haben nie die Großmutter am Winter-
ofen erzählen hören und sie nachher auf dem Sterbette gesehen, sie haben nie die
Wellen rauschen hören, die Aphrodite gebaren; und auf das Rauschen und Leuchten
der hellen Sommerkleider im Wald hinter ihnen haben sie nie geachtet. Ihnen hat
es, was die Gelehrten anbetrifft, nie imponiert, was die verrückten Kerle im Laufe
der Jahrtausende alles möglich gemacht haben. Ganz umsonst für sie ist Alexander
von Macedonien bis zum Indus vorgedrungen und hat sich von dem König Porus
durch Heldenhaftigkeit gutwillig besiegen lassen. Heldenhaftigkeit ist nicht in ihnen;
sie haben nie die Lebensbeschreibungen des Plutarch unter das Kopfkissen gelegt
oder die Kirschblüten im Garten auf sie niedersfallen lassen.“ (Alte Nestor.)

Die klüglich rechnenden Philister sind so eingesponnen in ihre Alltagsorgen, so
ängstlich nur auf ihren Vorteil und ihr materielles Behagen bedacht, daß sie nie
die Zeit und den Mut finden, sich über die niedrige Alltäglichkeit zu erheben. Die
köstliche Gabe der Phantasie wissen sie nicht zu schätzen, und darum kennen sie auch
nicht das höchste Gut, was es auf Erden gibt: die innere Freiheit. „Ja wohl, sie
rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde;
wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegen-
halten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch?“

Sicherlich nicht die in tausend Banden und Stricken liegenden Philister, die so
abhängig sind von den herrschenden Mächten der Ordnung, Sklaven der öffentlichen
Meinung, Knechte ihrer Gewohnheiten, die sich im sicheren, ausgetretenen Gleise der
Heerstraße so stark und groß fühlen, aber — ach — so ängstlich und unsicher,
sobald sie allein sind.

Wer geht frei durch? Raabe erläutert den Sinn dieser Frage zu Anfang des
9. Kap. im „Deutschen Adel“ durch einen glänzenden Vergleich. Wie sich zwischen den
beiden mächtigen Reichen Preußen und Rußland an der Grenze trotz aller Schlagbäume
und Grenzgräben ein weites Gebiet des unkontrollierbaren Hinübers und Herübers
findet, so auch zwischen dem Gebiete des soliden, alltäglichen, bürgerlichen Menschen-
verstandes und dem unendlichen Reiche des Abenteurers — Dschinnistan, Aivalun.

Auf diesem strittigen Grund und Boden wird ein lebhafter Schmuggel betrieben, der nur allzugern allen Mächten, die gern klar sehen, ein Schnippchen schlägt oder einen Esel bohrt und sich nach Herzenslust und Leibesbedürfnis tummelt, allen auf dem Papier gezogenen Linien zum Troß.“

Wer geht frei durch? — „Niemand anders als derjenige, welcher Glück hat beim Schmuggel nach Avalun, der auf Seitenpfaden sich durch die Waldwildnis zwängt und geduckt bei Nacht über die Heide schleicht.“

Frei durch gehen! Es ist nach Raabe das größte Wort. Aber nur die erfüllen es, die nicht nur im Reiche des gesunden Menschenverstandes zu Hause sind, im Philisterreiche, wo man sich eine gesicherte Stellung gründet und zu äußerer Reputation gelangt — nur die gehn frei durch, die sich eine Tür offen zu halten verstehen, die aus der Gefangenschaft, aus „Abu Telfan“ hinausführt in ein Wunderland der Freiheit. Wehe aber dem, der sich im Traumland, in Dschinnistan oder Avalun verliert und nicht mehr den Rückweg finden kann, der die Tür verschlossen findet, die zur realen Wirklichkeit zurückführt — er ist für immer verloren!

Nein, nur die sind wahrhaft frei, die jederzeit herüber und hinüber gehen können, die den Zusammenhang mit ihren Mitmenschen nicht verlieren und doch auch verstehen, sich allein mit freiem, weltüberlegenem Humor durch die öde Wildnis zu schlagen und allen Stürmen des Lebens Troß zu bieten.

Die in der Gefangenschaft lebenden Philister haben keinen Humor. Sie kennen nicht das große, befreiende Lachen, das die echten Menschen über die Widerwärtigkeiten des Tages und der Stunde weit entrückt. Die schlichten Helden Raabes dagegen sind wahrhaft frei. Sie sind jederzeit bereit, wenn es die echten, unsinnlichen Lebenswerte zu wahren gilt, auf alle äußeren Güter Verzicht zu leisten. Ja, sie können auch freien Herzens furchtlos in die tobende Schlacht gehen wie der Magister Noah Buchius, um anderen zu helfen, oder sich mit altgermanischem, jauchzendem Übermuth in das Kampfgewühl stürzen wie der Junker Thedel von Münchhausen (Odsfeld).

Die Raabeschen Menschen, und mögen sie äußerlich noch so verachtet und erniedrigt sein, — innerlich sind sie frei. Denn sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. Sie haben sich ein Stück sonniges Traumland in allen Stürmen des Lebens bewahrt, ein inneres Reich der Gedanken und Gefühle, in das keine äußere Macht, keine Polizeigewalt der Erde störend eingreifen kann, in dem sie Selbstherrscher sind. Diese Menschen gehören dem schlichten „Deutschen Adel“ an, der zum Grundgestein deutschen Wesens gehört, dem äußerlich nicht erkennbaren inneren Adel, von dem das Wort Ulrich Schenkens gilt:

„Gens nobilissima sumus. — Ein adelig Geschlecht sind wir.“



Naabe 1865

Drei Wilhelm Raabe = Gedichte

Von Kurt Arnold Findeisen

„Der Mai ist ein Lump —
aber der September ist die Zeit,
Gedichte zu machen und aus dem
Leben ein Gedicht.“ W. Raabe

I. An den Dichter

Jubiläumstrubel
Hast du leis belacht,
Aber Lerchenjubel
Hat dich froh gemacht.

Loast- und Duzendzecher
Haben dich geniert,
Doch ein stiller Becher
Hat dich inspiriert.

Lusch- und Blechmusiken
Hast du nicht gemocht,
Doch beim Blumenpflücken
Hat dein Herz gepocht.

Auch das Redenhalten
Hast du nicht geliebt,
Doch sind deine alten
Schelme drin geübt.

Menschentöricht Wesen,
Hold ins Licht gestellt,
Lächeln und Genesen
Schenktest du der Welt.

Märchenurbehagen,
Heimchenglück am Herd, —
Dulden und Entfagen
Hast du uns gelehrt.

Treu und unverdrossen
Hast du ausgesät. —
Deine Zeitgenossen
Dankten dir's erst spät.

Doch den großen Besten
Warst du abgewandt. —
Warten! — Und die Besten
Drückten dir die Hand.

Und mit lauten Leiern
Kam die Menge nach,
Imposant zu feiern
Deinen Ehrentag.

Achtzig Jahresbreiten!
Hast du da gelacht
Und dich noch bei Zeiten
Aus dem Staub gemacht! —

Kommt nun der September,
Süß und wunderbarlich,
Kirchweih und Quatember —
Denken wir an dich.

2. Seine Gestalten vor der Himmelstür

Im Westen zerfließt ein Septembertag,
Der herb und gelassen im Lande lag,
Und auf der Straße zum Himmelstor
Strebt eine Deputation empor:

Verschmigte Kumpane und „Kleiderseller“
Aus „Daemels Ecke“ und „Buzemanns Keller“,
Aus dem „Roten Hof“ und dem „Güldenem Gasse“
Und aus der bekannteren Sperlingsgasse.

Der Hungerpastor vom Dtscheesaum
Mit dem Onkel Nikolaus Grünebaum,
Und der Fremdling aus Lumurkieland
Neben Pechlin und Rippgen-Ferdinand.
Die Vettern und Vasen und Brüder und Schwestern
Aus dem „Vogelsang“ und den „Alten Nestern“.
Aus Finkenrode ein Kinderschwarm.
Stopfsuchen und Horacker, Arm in Arm,
Und Gutmann, der junge, und Gutmann, der alte,
Und die Leute aus dem Winkelwalde —
Ich kenn sie nicht alle; wer merkt auch die Namen!

Und nun die Damen
Mit Haltung und rinnendem Redeschwalle:
Die Lanten Sophie und Kennesiealle,
Die Jungfrau und Base Schlotterbeck
Und Hanne und Jane aus Krodebeck,
Die Mamsell Hornborstel mit dem Gänsesturm,
Die Wackerhahnsche vom Landwehrthurm
Und „Deutschlands klarstes Frauzimmer“
Und Phoebe mit dem Heiligenschimmer
Und blutenden Herzens mit lächelnder Miene
Die einsame Siegerin Claudine — — —

All diese Lentlein in Glitter und Flor
Gruppieren sich schließlich vorm Himmelstor,

Und tief vor Sankt Peter, dem Pförtner des Herrn,
Verneigt sich der Ritter von Glaubigern:
„Zwar gilt hier oben weder plus noch minus,
Dennoch: wir suchen den Jakob Corvinus
Und wollen ihn feiern und wollen ihn grüßen
Von Menschen der Erde und Wesertalwiesen.“

Da lächelt Sankt Peter: „Das wird ihn erfreuen,
Doch darf hier immer nur einer herein;
Frisz Feyerabend — ihr andern bleibt draußen —
Sag du's ihm; du bist ja aus — Eschershausen!“

3. Ein Brief aus dem Jenseits

Verehrter Freund!

Sie wissen ja,
was mir in Harm und Herbst geschah:
Der Schüdderump kam angerollt
im letzten Abendsonnengold;
oder war's Gottes Wunderwagen?

Gleichviel; man hat mich hingetragen
zum Ort, wo alles Fieber ruht,
und so war's schön, und so ist's gut. —

Die retardierende Komödie
auf Ihrer Bühne ist gespielt;
die menschlich-göttliche Tragödie
ist abgesetzt und ausgefühlt.
Ich „rollte“ ab. (Sie wissen schon —)
So wollte es die Direktion,
der auf Minuten oder Wochen
noch niemand den Kontrakt gebrochen;
so wollte es der Regisseur,
so wollt's auch schließlich — der Souffleur.

Das war so der Zusammenhang. —
Nun sitz' ich selber mit im Rang
und sehe, was man von mir hält

in Ihrer Sperlingsgassenwelt,
bei klugen Leuten und bei Narren
in Ihren Durst- und Hungerpfarren.

Noch wird der alte Zopf bebändert,
doch hat sich manches auch geändert,
was Hausse und Baisse in Wort und Schrift,
insonderheit, was mich betrifft:

Einst hatte man mich fast vergessen;
jetzt bin ich für Gesellschaftessen
und Loaste, Reden allerhand
ein wertgeschätzter Gegenstand.
Einst grüßte man mich kalt und steif;
jetzt bin ich fast schon denkmalreif.

Zwar, lieber Freund, ich muß ja sagen:
In meinen späten, stillen Tagen
hat man mich stark illuminiert
und offeriert und — falsch zitiert,
doch wär' mir's lieber schon gewesen,
man hätt' mich fleißiger gelesen.

Die Deutschen sind für späte Feste.
Sei's drum. Ich trau' dem stillen Schritt.
Und einmal kommen meine Gäste
nicht nur in Frack und weißer Weste,
einßt bringen sie auch Herzen mit,
die guten Deutschen mit den trägen,
doch starken Geistesflügel schlägen,
die Deutschen, die noch gern im Trüben
philistern und das Fremide lieben
und, unterjocht von kleinen Mühn,
fürs große Ganze selten glühn.

Noch immer wird der Sternbeschauer
verhindert durch die Nachbarmauer,
und immer wird der stille Vetter
noch insuliert von Raß und Kötter.

Das Licht nimmt ab. Der Lärm schwillt an.
Noch überall steht — Pinnemann.

Ein schrilles Stück spielt Ihre Welt,
ob Liebe sie auch zusammenhält:
Geborsten ist die Liebe doch,
und die Versöhnung hat ein Loch;
dem Glauben fiel der Boden aus —

Sie lächeln. Wohl. Ich bin zu Haus
und sollte sanfter spekulieren
und die Gelassenheit — prästieren,
auch finden Sie die schöne Ode
schon bei den „Kindern von Finkenrode“.
Doch sprang mich die Entrüstung an
von wegen jenes Pinnemann,
der krötenkalt und seelenlos
begrinst, was ewig schön und groß.
Ja, ewig. — Und Sie haben recht:
Noch lebt manch adliges Geschlecht.
Noch füllt, streicht man die Sonne aus,
viel braves Lampenlicht das Haus,
und über alle Schellen klingt
die Glocke, die im Herzen singt,
im tapfern Herzen, das das Heulen
viel besser unterdrücken kann,
als es das Lachen hält im Bann
über des Lebens Fragen und Beulen.

Und ob zerrissen mancher Kranz:
Die wahre Liebe ist noch ganz.

Und somit unterschreib' ich gern:
Die Welt hat einen süßen Kern,
womit ich das Vergnügen habe,
mich zu empfehlen.

Wilhelm Raabe.

P. S.

Nicht tot zu kriegen ist der Spaß
an Ihrem Stück: o Caritas!

Erinnerungen an Wilhelm Raabe, zum Teil aus früher Zeit

Von Adolf Glasert

Es hätte sehr leicht geschehen können, daß ich mit Wilhelm Raabe schon ein paar Jahre früher bekannt geworden wäre, als es wirklich der Fall war. Er hatte dieselben beiden Jahre — 1854—1856 — an der Berliner Universität verlebt, die ich dort zugebracht hatte. Raabe war nach Beendigung der Gymnasialzeit in eine Buchhandlung in Magdeburg (die Kreuz'sche Buchhandlung, Besitzer Kretschmann) eingetreten; er verließ diesen Beruf und ging nach Berlin, um dort Vorlesungen zu hören. Er veröffentlichte dann von Berlin aus die „Chronik der Sperlingsgasse“ und kehrte darauf, als vielgenannter junger Dichter, in das Haus seiner Mutter in Wolfenbüttel zurück, wo er ruhig und gedeihlich arbeiten konnte. Inzwischen waren Westermanns Monatshefte unter meiner Redaktion gegründet worden. War die „Chronik“ ein glänzender genialer Wurf, obgleich die Grundidee nicht neu war, so entsprach der zweite Roman „Ein Frühling“ vielleicht in höherem Maße Raabes Eigentümlichkeit: es ist ein niederländisches Bild voll reizender Einzelheiten. Er hatte sich mit dem Manuskript an die Vierweg'sche Verlagshandlung gewendet, was ganz begreiflich war, da er in Wolfenbüttel lebte. Der damalige Redakteur der im Vierweg'schen Verlag erscheinenden „Deutschen Reichszeitung“, Richard Otto, besorgte die Vermittlung. Der „Frühling“ erschien zuerst im Feuilleton der „Reichszeitung“, was eine Ausnahme war, da sonst kein Feuilleton bei diesem Blatte existierte. Der Satz wurde gleich für die Buchausgabe verwendet. Der Glanz des Erfolges der „Chronik“ leuchtete noch etwas über den „Frühling“ und verhinderte ein gänzlich Ignorieren, aber schon bildeten sich die Parteien, die dann bekanntlich bis zu Raabes siebenzigsten Geburtstag kämpften, um darauf mit einem Male die Sonne reinen Erfolges durchbrechen zu lassen. Raabe war schon damals, wie er immer war, ein in sich versunkener, verschlossener Mensch. Er sprach nie über seine Arbeiten. Im Umgang war er still, zuweilen aber von ausgelassener Lustigkeit, namentlich, wenn ihm die Leute sympathisch waren. Er war ungemein reizbar. Im Hause der Mutter, wenn ich an manchem Abende mit Wilhelm, der Mutter und den zwei anderen Geschwistern zusammen war, wurde öfters von Wilhelms somnambulen Anlagen zu früherer Zeit gesprochen. Von anderer Seite war mir erzählt worden, daß diese Anlage mit ein Grund zu der Rückkehr von Magdeburg gewesen, wo der Chef der Buchhandlung in Besorgnis geraten sei. Sei es, wie es wolle: Wilhelm Raabe kam in späteren Jahren — nachdem ich früher öfter mit ihm eingehend darüber gesprochen hatte, nicht gern

auf dies Thema zurück; ich finde es jedoch zu wichtig, um es ganz zu umgehen. Damals war das Gebiet der „Nervenstörungen“ noch viel weniger durchleuchtet, als heutzutage. Jedenfalls erfuhr ich aus dem Munde von Wilhelms Mutter, in Gegenwart der Geschwister, höchst merkwürdige Einzelheiten über diese Eigenart und die Mutter war eine geistvolle Frau von klarem Blick, großem Wohlwollen und mit einem Anflug freundlicher Heiterkeit. Wie wäre es möglich, daß diese prächtige Frau fabelhafte Dinge erzählt hätte, oder wie sollte ich dazu kommen, derartige Geschichten ohne Grund zu berichten? Sind sie etwa zweifelhaft, weil ich über achtzig Jahre alt bin? Jedenfalls sehe ich die ganze Gruppe in den gemütlich einfachen Zimmern in Wolfenbüttel deutlich vor mir. Gewiß, die Sache ist rätselhaft, aber zweifelhaft kann sie mir nicht sein.

Vor Wilhelms Verheiratung und Übersiedelung nach Stuttgart lebten sie aus Rücksicht auf die Gesundheit des Bruders Heinrich einen Sommer lang in einem Gartenhause vor der Stadt in der Nähe von Antoinettenruhe.

Im Grunde blieb Wilhelm Raabe sich immer gleich, sowohl in der äußeren Erscheinung, wie in seinem inneren Wesen. Die hagere Gestalt mit den ernstesten Gesichtszügen schritt rasch und kräftig einher, ob er nun in Braunschweig nach dem großen Klub ging, um Zeitungen zu lesen, oder in das für die Abende des Kleiderfeller-Vereins bestimmte Lokal. In diesen Gewohnheiten störte ihn selten etwas. Wahrscheinlich wird er sie nur in der schrecklichen Zeit nach dem jähen Tode der jüngsten Tochter unterbrochen haben. Als ich ihn damals, bei einem kurzen Aufenthalt in Braunschweig, besuchte, kam er mir ganz verändert, wie gebrochen vor. Für ihn war geradezu alles aus. Mit leidenschaftlicher Hefigkeit wies er alle Trost- worte ab, und glaubte ganz fest, daß er nie wieder etwas schreiben werde. Ich ging wirklich mit verzweifelter Stimmung von ihm. Ich glaube, daß dann die Geburt des ersten Enkels — des Kindes seiner zweiten Tochter Elisabeth — ihn etwas ablenkte. Nach und nach kehrte auch die Schaffenslust wieder.

Bevor die Töchter erwachsen waren, lebte Wilhelm Raabe gesellschaftlich sehr zurückgezogen. Er war noch Mitglied eines Klubs, der sich aus Bewohnern der neuen Straßen im „Krähensfelde“ gebildet hatte und der sich scherzweise „Bauernklub“ nannte. Diese Zusammengehörigkeit machte ihm viel Spaß. Der Band „Krähensfelder Geschichten“ erinnert an diese Zeit. Der Schauspieler Karl Schultes, der mit Raabe in demselben Hause wohnte, war damals viel mit ihm zusammen. Wie immer, arbeitete er des Vormittags, ging Nachmittags spazieren und gegen Abend in den großen Klub. Dann kamen des Abends noch die Sitzungen der Kleiderfeller, des Bauernklubs usw., bei denen er meist sehr schweigsam verharrte. Mit Streichhölzern markierte er vor seinem Plaze die Gläser Bier, die er sich gönnte. Seiner geraden, felsensfesten Natur war alles gespreizte, erzwungene Wesen unsympathisch

und dementsprechend lagen ihm gesellschaftliche Formen gar nicht. Am wohlsten fühlte er sich in seiner Arbeitsstube, zwischen seinen Büchern, im alten Schlafrock, genau, wie ihn der Maler Hanns Sechner dargestellt hat.

Selbstverständlich waren seine Novellen in den Westermannschen Monatsheften auch von der Familie Westermann mit wahrhaft leidenschaftlicher Begeisterung aufgenommen worden. Frau Blanca Westermann war die Schwester des damaligen Chefs der Viewegschen Verlagsbuchhandlung und zwei unverheiratete Schwestern von ihr bildeten ein eigenes Haus, in dem alle literarischen Interessen gepflegt wurden. Gar zu gern hätten sie den jungen Dichter kennen gelernt, aber er war nicht dazu zu bringen, dort Besuch zu machen. Da kam ich auf den Einfall, in meiner Junggesellenwohnung vor dem Augusttore eine kleine Gesellschaft zu arrangieren. Ich lud außer der Vieweg-Westermannschen Familie noch den pensionierten Intendanturrat Karl Köchy, einen in den Literaturgeschichten als Freund Grabbes und Heines bekannten Dichter, und seine Gattin, beide mit dem Viewegschen Kreise befreundet, und die erste Heroine des Hoftheaters, Frä. von Sell, ein. Raabe kam und alles ging vortrefflich. Frä. von Sell deklamierte den ersten Monolog der Iphigenie; sämtliche Gäste freuten sich der Bekanntschaft des jungen Dichters und waren mir dankbar dafür. Wilhelm war in der Tat in der rosigsten Laune — aber Besuche hat er doch nicht gemacht, ins Theater ging er in den vielen Jahren nur zweimal und auch da aus persönlichen Rücksichten, einmal, als von mir ein Trauerspiel „Galileo Galilei“ gegeben wurde, und das zweitemal wegen seines Bekannten Carl Schultes. Später mag das anders geworden sein, als die Töchter erwachsen waren. Auf seine Dichtungen hatten die persönlichen Erlebnisse nur ganz entfernten Einfluß, aber ich glaubte doch zu erkennen, daß die Zeit seiner Verlobung auf die damaligen Romane und Novellen influirte, und später war es mir zuweilen, als fände ich die Gestalt seiner erblühenden ältesten Tochter leicht angedeutet. Im „Horacker“ namentlich findet sich manches Erlebte wieder, wie mir scheint. Ob Raabe damals von Wolfenbüttel aus mit dem dramatischen Dichter Robert Grienpenkerl in Braunschweig in persönliche Berührung kam, weiß ich nicht. Ich selbst kannte Grienpenkerl sehr gut und traf oft mit ihm zusammen, aber der damals noch immer sehr gefeierte Dichter des „Robespierre“ und anderer Dramen war finanziell bereits sehr bedrückt und in seinem lauten, prunkhaften Wesen von dem innerlich bescheidenen Raabe himmelweit verschieden. Als Raabe später von Stuttgart nach Braunschweig übersiedelte, war Grienpenkerl bereits tot. Wenn ich vorhin von Raabes innerer Bescheidenheit redete, so ist dies ganz im Einklang damit, daß ihn später, vor dem siebzigsten Geburtstag, der ja alles ausglich, die Teilnahmslosigkeit des deutschen Publikums innerlich kränkte. Er hatte von Anfang an in aller Welt einzelne geradezu fanatische Verehrer; es kamen aus fernem Weltteilen öfter Nach-

richten und Liebeszeichen für den Dichter, aber die spröde Haltung des deutschen Publikums mußte ihn betrüben, wenn er auch — eben seiner inneren Bescheidenheit entsprechend — sich nicht laut darüber beklagte. Raabes poetischer Stammbaum führt bis zu den dionysischen Satyrspielen der Griechen zurück und dann über Rabelais, Shakespeare, Stern, Fielding, Smolett, Dickens, zu Jeremias Gotthelf, Jean Paul und Gottfried Keller. Mit den modernen Witzbolden und ihren „Humoren“, so amüßant und geistvoll diese sein mögen, hat er nichts zu tun; bei ihm ist der Humor ein Innerliches, Ganzes, eine Weltanschauung, die das Gold in der menschlichen Seele zutage fördert und es gerade dort zu finden weiß, wo die Welt achsellos oder achselzuckend vorübergeht. Unter den neueren deutschen Dichtern möchte ich Johannes Schlaf mit seiner „Familie Selicke“ und Berthart Hauptmann mit dem „Florian Geyer“ hier nennen. Oft wundere ich mich, wenn selbst hervorragende Kritiker den Humor als etwas auffassen, was belacht werden muß. Wilhelm Raabe sah die Wirklichkeit, wie sie ein abseitsstehender einsamer wahrer Dichter sieht — mit den Augen des Herzens, und zwar, wie dies von wahrhaften Humoristen gesagt worden ist, mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Er sah alles, das Gute und das Böse, aber er sah es mit einer Art träumerischer Wehmut durch sein eigenes Auge, aus dem die Seele einer edel gearteten Natur von wahrhaft naiver, menschlich reiner Veranlagung blickte. Das war und ist uns Wilhelm Raabe, der Mensch und der Dichter, denn wie er gedichtet hat, so war er auch, fest in der Wirklichkeit wurzelnd, aber mit einer Art höherer Kindlichkeit und verträumter Dichternatur, unberührt vom Gemeinen in der Welt. Darum verstanden ihn die Menschen so schwer und werden ihn nie ganz verstehen. Das kommt, weil man keinen Sinn für wahren Humor hat. Was Humor eigentlich bedeutet, hat — meiner Ansicht nach — Shakespeare in dem gigantischen Beispiel des „König Lear“ gezeigt^{*)}. Die tragische Gestalt in der Tragödie „Lear“ ist in vollster Bedeutung die rührend unglückliche Cordelia, eine Art Antigone, die an ihren edlen Eigenschaften scheitert; Lear selbst mit dem Anhängsel des sarkastisch-witzigen Narren ist eine humoristische Figur von höchster Vollkommenheit. Alle menschliche Kurzsichtigkeit und Verblendung ist vereinigt, um den unseligen König bis zum Wahnsinn und zur Verzweiflung zu treiben, so daß zuletzt sogar den unglücklichen Verbannten Edgar Mitleid ergreift. Das ist Humor, aber nicht, wenn ein Spasmacher im Variété-Theater derbe Witze reißt und schallendes Gelächter hervorruft. Wir können die Welt nicht ändern und es wird ewig so sein, daß der triviale Scherz am beliebtesten bleibt, aber wissen müssen wir es und unser Herz darf sich nicht verschließen vor dem wahren echten Humor, wie er durch Wilhelm Raabe wieder einmal unter

^{*)} Diese Betrachtung habe ich schon vor langer Zeit bei Besprechung des Raabeschen „Wunnigel“ in Gleislers „Deutscher Revue“ ausgesprochen.

uns erschien. Über den äußeren Lebensgang Raabes ist in der Tat sehr wenig zu berichten. Es ging bei ihm alles in großer Regelmäßigkeit vor sich und wie er in späteren Lebensjahren des Abends seinen Schoppen Wein und den darauffolgenden Grog nach der Uhr trank, so war er von jeher ein Fanatiker der Ordnung und strengen Einteilung. Seine Frau verstand ihn in allen Eigenheiten vorzüglich. Sie war als Braut ein liebenswürdiges, anmutiges Wesen von schüchternem Anspruchslosigkeit, ganz aufgehend in ihrer Liebe zu ihm. Tüchtig und dabei weltfremd, machte sie ihm die Häuslichkeit in Einfachheit behaglich, wie er es bedurfte. Das Haus mußte ihr genügen. Obgleich er kein Bedürfnis nach Geselligkeit oder Besuch von Theater und Konzerten hatte, fehlte es ihm keineswegs an Verständnis für die Kunst. Aber nur die ganz Großen zogen ihn an; in der Musik allenfalls Mozart, Haydn oder Beethoven; auf jedem Gebiete war ihm alles stark theatralische und aufgebauschte einfach lächerlich.

Oft habe ich hören müssen, es sei unbegreiflich, daß Raabe an vielen Abenden in Herbst's Weinstube sich mit der Gesellschaft des braven, aber nüchternen Weinhändlers Telgmann begnügt habe. Mir war dies ganz verständlich. Raabe hatte es gern, wenn jemand in seiner Nähe plauderte, ohne von ihm viel Gegenrede zu erwarten. Er konnte dann seinen Gedanken nachhängen. Hier und da warf er ein Wort oder eine Bemerkung harmloser Art ein. Traf es sich, daß der Gefährte durch irgend etwas — es konnte ja eine triviale oder leere Redensart sein — Raabes Phantasie auf einen gewissen Punkt lenkte, so verfolgte er den erweckten Gedanken, verarbeitete ihn gewissermaßen. Dann konnte der gute Herr Telgmann reden, soviel ihm beliebte — Raabe wurde dadurch nicht weiter gestört.

Ursprünglich wollte ich nur vom jungen Raabe reden und nun ist von ihm in allen Lebensaltern die Sprache gewesen. Aber das gehört auch zu ihm. Sein äußeres Leben floß in so einfachen Linien dahin; sein Asthma, die Plage, an der er in der Jugend schon litt; der Verdruß mit den ersten Verlegern; der furchtbare Verlust der jugendlichen Tochter, waren herbe Unterbrechungen seines arbeitsgetreuen, streng geordneten Daseins. Durch Mißverständnis der gegenseitigen Wesensanlage trat zwischen ihm und dem Verlage der Monatshefte ein böser Konflikt hervor. Mich persönlich hatte er nicht von Wilhelm Raabe entfernt, und später glich sich die Sache aus, so daß wieder eine ganze Reihe seiner herrlichen Arbeiten in den Hefen erscheinen konnten. Aber ein Groll blieb bei ihm zurück. Ohne diesen Zwischenfall wäre wahrscheinlich die Herausgabe seiner Werke an Braunschwweig gebunden worden.

Manchmal, wenn ich ihn im Anfang unserer Bekanntschaft, etwa Ende der fünfziger Jahre, vom Weghause nach Wolfenbüttel begleitete, gingen wir einen kleinen Umweg, oberhalb des Lechlerholzes, am sogenannten Hegen-Brandplatz vor-

über, wo im Mittelalter Hexen gerichtet wurden. Man konnte s. B. sowohl von Braunschweig wie von Wolfenbüttel aus diese Brände sehen und sah vom Platze aus die beiden Städte liegen. Das war so recht etwas für ihn. Damals schrieb er „Scheibehart“ und „Junker von Denow“, „Unseres Herrgotts Kanzlei“ und später „Schüdderump“. Oft lachten wir beide über seine extravaganten Phantasien von Pestilenz, Krieg und Hungersnot, von welchen Plagen er behauptete, daß sie ebenso schrecklich wiederkehren würden. Die grotesksten Prophezeiungen konnte er dann mit der Miene der Überzeugung aussprechen und förmlich darin schwelgen. Das waren die Formen, in denen sein Pessimismus in bezug auf die Weltgeschichte sich erging.



Die Unterströmung

Von Hanns Martin Ester

Es gibt im großen Publikum Leser, die glauben, sie brauchen auch beim Lesen von Wilhelm Raabes Dichtungen nur die geringe Geistesarbeit aufzubringen, die die übliche Unterhaltungslektüre erfordert. Wenn sie dann einen Roman unseres Dichters beginnen, erstaunen sie, zu erfahren, daß bei der Aufnahme solcher Werke die Drangabe der ganzen Persönlichkeit geistig und seelisch verlangt wird, ja, daß hiermit noch nicht genug getan ist. Denn es muß zwischen den Personen des Gebenden und der Aufnehmenden eine bestimmte Wahlverwandtschaft herrschen: innerliche Naturen, die im Besitz eines scharfsinnigen, philosophischen Verstandes sind, werden am leichtesten vermögen, was Raabe erfordert, nämlich zwischen den Zeilen lesen zu können.

Unser Dichter ist ein feiner, seltener Wortkünstler. Er sagt nicht alles robust und gerade heraus, sondern er deutet an. Er weiß, daß die Dinge viel zu eng gesponnen sind, als daß sie mit einem Worte zu charakterisieren wären. Und er weiß auch, daß das Ahnenlassen in halber Beleuchtung viel mehr gibt als die Deutlichkeit des hellsten Mittagslichtes. Darum muß der Aufnehmende sich so sehr „einlesen“ in seine Bücher, in jedes einzelne Werk: aus dessen Stimmung heraus wird ihm dann die Gabe zuteil, zwischen den Zeilen lesen zu können.

Freilich hat nun auch jedes einzelne Werk noch seine besondere Stimmung — man stelle nur „Hungerpastor“, „Abu Telfan“, „Schüdderump“, nebeneinander —; aber ihrer Gesamtheit liegt doch eine einzige große Stimmung, ein einheitlicher Ton zugrunde: es ist die Unterströmung. Sie erscheint in allen Büchern und Gedichten Wilhelm Raabes und wir dürfen ihrer als Leser nie vergessen. Sie ist der Weltanschauung des Dichters verwandt, aber nicht mit ihr identisch. Sie ist zwar philosophischen Gehaltes, aber nicht philosophischer Form. Sie ist gefühlsreich und doch nicht rein lyrisch. Man könnte sie bisweilen Prosaheismus heißen, aber sie erscheint auch nur reflektierend. Sie ist wandlungsfähig, wie eine Stimmung es nur sein kann, und bleibt sich doch immer gleich. Dieses Sichimmergleichbleibende ist mit Worten und Beispielen zu charakterisieren: seine Quelle ist ein Erlebnis, das Erlebnis des Menschen, der sich eine Weltanschauung bildet.

Woran ist der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts zu erkennen, wenn philosophische Überschau über die Geistesströmungen der Jahrhunderte gehalten wird? Er ist nachkantisch. Seitdem Heinrich von Kleist die Kantische Erkenntnis über die Grenzen der menschlichen Vernunft mit wildester Leidenschaft in fast vollständiger Selbstaufgabe erlebt hatte, muß jeder bewußt lebende Mensch einmal diese Er-

kenntnis wie eine Krisis seines Verhältnisses zur Welt in sich aufgenommen, in sich erlebt haben. Je nach der Anlage, je nach der Natur des Einzelnen wird dieses Erlebnis fortbildend wirken: der energische Mensch wird im Wissen von jenen Ver-nunftgrenzen eine Stärkung seiner Leidenschaft erfahren, der religiöse Mensch wird entweder zur Aufgabe seines religiösen Grübelns oder zur Erweiterung seines reli-giösen Fühlens gelangen. Immer aber wird auch jener entsetzliche Rest im Innern des Menschen zurückbleiben: die Erkenntnis, die zur Erfahrung wird: daß jeder einzelne furchtbar und rettungslos einsam ist, dort, wo er sich selbst gehört, dort, wo er ganz ein Selbst ist.

Wilhelm Raabe war eine äußerst zarte und empfindsame Natur, der zugleich das unbegrenzte Streben nach Erkenntnis eigen war. Gemüt und Intellekt waren in ihm gleich stark und gleich ausgebildet. Er war ebenso sehr Philosoph wie Dichter. Das größte Element seines Charakters war aber die Verletzlichkeit seiner reinen Natur, die ihn hintrieb zu dem Worte des jungen Goethe:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.“

Er mußte sich in seiner Eigenart von der Wahrheit der Kantschen Erkenntnisse überzeugen. Dieses Erlebnis wurde ihm zur tagtäglichen Erfahrung, in der sich Kants Erkenntnisse als Thesen aufstellten: sie zeigten dem jungen Dichter das ganze Welt-leben als Gleichnis im Goetheschen Sinne. Raabe drang so dazu durch, die Viel-heit des Daseins als Einheit zu sehen, im Kleinen das Große, im Großen das Kleine und dieses jenem, jenes diesem gleich zu stellen. Der Wertbegriff wurde ihm etwas Relatives. Das Absolute blieb allein die Menschennatur. Ja, auch ihr Or-ganismus wurde ihm relativ bis auf den tiefsten Punkt: jene letzte Erkenntnis von der geheimsten Innerlichkeit, in der der Mensch er selbst und einsam ist.

So wurde die Erkenntnis zum Teil des Gemütes. So verschmolz das in einem Teil des Organismus „Mensch“ Erfahrene mit dem andern Teil. Raabe als Welt-anschauungsmensch und als Universal Lebender war geboren. Die Weltanschauung, in jahrelanger Denkarbeit vorbereitet und ausgeformt, aber schon vor der „Chronik der Sperlingsgasse“ mit dem Kantschen Erkenntnissen grundsätzlich festgelegt, blieb sich schließlich immer gleich. Das universal ausgedehnte Leben begann aber tagtäglich neu.

Es ist bei leicht verletzlichen, melancholisch-nervösen Menschen, bei zarten Naturen ein stetes Leiden am Großen und Kleinen. Neben dies stete Leiden tritt dann und wann, hin und wieder das Freuen, das Glück. Je erhabener sich der Mensch aus-bildet, desto mehr wird sich das stete Leiden und Freuen ausgleichen; es wird zu einer reifen Harmonie werden, nicht zu einem sich selbst aufgebenden Relativismus,

denk er hat nicht Kräfte zum Leiden noch zum Freuen. Tätige Anteilnahme, ständige Frische zeichnet aber die Harmonie aus, die sich auch religiös erhöhen kann wie etwa im Christentum, an das Raabe so oft erinnert. Diese Anteilnahme ist die aus den unruhigen Entwicklungsjahren herübergerettete, nun unter dem Einfluß der erworbenen Erkenntnisse umgewandelte Leidenschaft nach Wahrheit, jenes Lessingsche Streben, das Urterhaltendes Lebensgefühl ist und eine ewige Wiederholung des zurückgelegten Wegs vom Nichts zum Alles bedeutet. Aus dem Nichts, aus der Aufgabe alles Individuellen und alles Makrokosmischen sind diese Gattung Menschen ja hergekommen und sie sind infolge unendlichen Leidens (oft auch Freuens, nie aber durch beides zusammen) durchgedrungen zum Besitze des Alls. Nicht ins Nirwana, nicht ins Negative sind sie eingegangen, sondern ins Positive, in das *πᾶν*.

Diese Erfahrung nun, dieser Kampf um die Harmonie ist die Unterströmung in Raabes Dichtung. Der Kampf hört nie auf, wacht jeden Tag wieder am Wege des Lebens und Schaffens und ist darum ein Symbol des Menschen selbst. Diejenigen unter den Menschen, die bewußt leben, fühlen ihn immer und möchten ihn auch nicht entbehren, denn er allein beweist ihnen, daß das Dasein einen Wert hat. Aller Relativismus, aller Nirwanaglaube, aller Buddhismus löst den Wert des Daseins auf: Schopenhauer gelangte dahin. Raabe ging durch das Schopenhauersche Medium hindurch, er ging darüber hinaus. Er hatte eine Epoche hindurch ein Nirwanagläubiger sein müssen, um ein Pangläubiger werden zu können, und er mußte beides tagtäglich wieder sein, um tagtäglich wieder das eine zu werden.

Gemäß der Natur Wilhelm Raabes, die episch-lyrisch im literarischen Sinne ist, drückte sich diese Unterströmung, deren ständig erneuerte Lebendigkeit nie zu vergessen ist, auch episch-lyrisch aus: das heißt, sie ist eine Art Prosalyrismus, nicht als ob sie in Prosa übersetzte Lyrik bedeutete, sondern sie ist eine in Prosaform gegebene, gedanklich durchtränkte Lyrik oder umgekehrt eine in Prosa gegebene, lyrisch durchtränkte Gedankendarstellung. Jener schulmäßige Prosalyrismus — reine Lyrik in Prosaform — findet sich nur ganz leise in den Jugendwerken, etwa in der „Chronik der Sperlingsgasse“, aus der ein Beispiel genommen sei. Der alte Wacholder erinnert sich seines Kindes Elise (S. 63): „So tauche denn auf aus dem Dunkel, Du Idyll, bringe mit Dir Deine Märchenwelt, Dein Lächeln durch Thränen! Komm, mein kleines Herz; aus den schweinsledernen Folianten lassen sich so hübsche Puppenstuben bauen; schau einmal her, was für ein prächtiges Bett gibt mein Papierkorb ab für die Jungfern Anna, Laura, Josephine und wie die kleingefüllten Donnen sonst heißen! Einen niedlichen goldgelben Kanarienvogel schenke ich Dir, wenn Du nicht weinen willst und hübsch herzhaft den Löffel von brauner Medizin herunterschluckst! — Weine nicht, Liebchen, sieh wie das Ephen aus Deiner Mutter Heimatswalde Blättchen an Blättchen aufsetzt und immer höher an der Fensterwand

emporrant. Schau, wie der Sonnenschein hindurchzittert und auf dem Fußboden tanzt und flimmert; es ist wie im grünen Wald — Sonnenschein und blauer Himmel! Du mußt aber auch lächeln! Und wie das Epheu höher und höher emporsteigt, so wächst auch Du, mein kleines Lieb; schon umgeben ebenso seine lichtbraune Locken, wie die auf jenem Bilde, Dein Köpfschen. Wer hat Dich gelehrt, dieses Köpfschen so hinüber hängen zu lassen nach der linken Seite, wie sie es tat?“ Das ist noch Lyrik, aber doch schon in mehr als einem Betracht gebundene Lyrik: bald ist es ein Bild, bald eine Erinnerung mit gedanklichem Inhalt, die hinter den Worten steht. Zum „Nurgefühl“ konnte eben Wilhelm Raabe nicht durchdringen. Er war eben, was ja auch der größte Teil seiner Verse zeigt, kein reiner Lyriker. Durch seine Weltanschauungserkenntnisse war die Naivität, deren der reine Lyriker bedarf, geschwunden. Deshalb kam Raabe auch nie zur Sentimentalität im üblen Sinne des Wortes. Wer den Dichter in der Ganzheit seines Ausdrucks aufzunehmen vermag, wird ihm nie Tränenseligkeit vorwerfen können. Denn die Erkenntniserfahrung, das Harmoniestreben brachte manche Härte, manche wilde Bitterkeit in das leichtverwundbare Empfindungsweesen Raabes. Aus jenem Prosalyrismus der „Chronik“, die eben so ergreifend von der Einsamkeit des Menschen spricht, kam bald jener tiefe, volle Ton, jener sonore Klang aus Leid und Freud, der nicht zu ertönen durch Raabes Leben schwingt, bald wie ein dumpfes memento mori, bald wie ein helles memento vivere, immer aber als ein Hinweis auf die Ewigkeit. Diese Unterströmung ist es, die den innerlichen Dichter Raabe ausmacht. Ohne sie wäre seine Kunst Formspielerei: als solche wird sie von denen angesehen, die jene Unterströmung nicht entdecken können.

Diese Unterströmung ist naturgemäß ernst. Wie könnte es anders sein? Entspringt sie doch dem furchtbarsten Kampfe, den ein Mensch zu führen hat: dem Kampfe mit seiner Einsamkeit, dem Harmonieringen. Bei Raabes Anlage zur Schwermut, noch gesteigert durch den entweder aus dem Geist der Zeit oder sofort aus den Werken des Philosophen empfangenen Schopenhauerschen Geist, blieb sie mehr ein memento mori als ein memento vivere. Das Christentum trat hinzu. Auch diese religiöse Überzeugung vergrößerte den Ernst, so daß er stellenweise zur erhabensten Tragik wurde, die zum Untergange geführt hätte, wenn der Humor nicht den Ausgleich geschaffen. Auch der Humor ist ohne jede Unterströmung undenkbar. Er ist ein Verwandter der Schwermut, ein Verwandter der Tragik und eine Waffe in jenem Kampfe mit dem Alleinsein.

Auch im lustigsten, fröhlichsten Werk fehlt die Unterströmung nicht. Nehmen wir den „Horacker“. Er gehört gewiß zu den heitersten Büchern des Dichters. Man könnte im flüchtigen Überblick fast glauben, daß der, der nur dies Werk von Raabe kennt, eine falsche Vorstellung vom Dichter erhielte. Und doch ist dem nicht so.

Wer genauer zusieht, entdeckt auch hier den ganzen Dichter. Das ist ja das Kennzeichen der großen Persönlichkeit, daß sie sich in jedem Werke als eine Einheit und in ihrer Ganzheit offenbart. So fehlt auch im „Horacker“ die notwendige Unterströmung nicht, notwendig, weil Raabe ohne sie den tieferen Gehalt fehlen ließe, zum bloß unterhaltenden Dichter würde, während er mit ihr ethischer Künstler ist. Ganz deutlich tritt sie etwa bei Beginn des zweiten Kapitels im „Horacker“ zutage: „Nun bilden sich die Leser ganz andere Dinge ein, als in dieser Geschichte, die der Geschichtschreiber sehr miterlebte, vorkommen werden.“

„Da wird den Fenstern von tausend Leuten gegenüber ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute werden den Bau vom Ausheben der Kellerräume bis zum Einsetzen der letzten Glascheiben mit Interesse verfolgen; aber neunhundertundneunundneunzig von den tausend werden nur sagen: das Haus gefällt mir! oder: das Haus hat meinen Beifall nicht! — jedenfalls aber: das gäbe eine Wohnung für mich — da könnte ich mein Sopha — meine Bibliothek — meine Schränke aufstellen, und die Aussicht ist auch ganz hübsch! — und — — unter den tausend ist Einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen:

„Was Alles kann in diesem neuen Hause passieren?“

„Dieser Eine sieht aus seinen wohlgezimmernten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen, die Zimmermannsarbeit und Maurerarbeit da drüben hinein, lehnt die Stirn an seine Fenster Scheiben, die dünne Glaswand, die ihn von dem Drüben trennt und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen Einen schreiben wir heute und haben wir immer geschrieben. Wir wünschen uns aber viele Leser.“

Solche Worte spricht nur der Mann, der das Allgefühl erworben hat! Er sieht das menschliche Leben als Ganzes und das einzelne menschliche Leben eingeordnet in das All, in die ganze Weltordnung. „Besinnung“ ist der Inhalt und die Aufgabe seines Daseins; wissen, weshalb und wie man da ist. „Aber es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht“, sagt der am Schluß des vorigen Kapitels beregte Gotthold Ephraim in einem seiner Briefe antiquarischen Inhalts. Keine Spinne muß müssen, sagt er hier nicht. Ach, die Welt ist eben ohne jegliche Rücksicht auf das Sittengesetz und die Ästhetik ganz antiquarisch, d. h. von Anfang an darauf gegründet, daß eine Spinne die andere frißt!

„Und dann ist da das kleine, so leicht gesprochene, so schnell geschriebene, so flüchtig ins Ohr klingende, gedruckt kaum ins Auge fallende Wörtchen: man!

„Wer ist man? Man sieht nicht gern eine Spinne die andere verspeisen: man ist gern Auserwählter; — man gründet ein Geschäft, durch welches man gern jedermann Konkurrenz macht bis zum Äußersten. Man hat gegründete Aussicht, demnächst im

Um vorzurücken, da man sagt, daß der Mann, dessen Platz man gern einnehmen möchte, schwerkrank am Nervenfieber liegt und sicher demnächst mit Hinterlassung einer großen Familie daran glauben wird. Man möchte unbeschreiblich gern das beste Bild in der Kunstausstellung aufhängen; man möchte im Wettkampf um die Herstellung des Monumentes des jüngstgestorbenen großen Menschen der Nation alle Mitbewerber schlagen; man möchte dies, man möchte das, und — man ist dazu berechtigt; denn wozu, fragt man, ist man da sonst in der Welt?

„Und man ist da, seltsamerweise! — Und dann und wann heißt man Cord Horacker oder Lotte Achterhang, und selbst wenn man tagtäglich im Dorfe zu hören bekommt, daß es besser sei, wenn man nicht da wäre, so glaubt man dieses noch lange nicht; dafür aber hat man einen grimmigen Hunger, und alles, was man außerhalb seiner Haut um sich her sieht, gehört einem andern.

„— — — O über das schreckliche, das wundervolle, erhabene kleine Wort:
man!

Es ist der fliegende, lichtbeschienene Schaum der Oberfläche; es ist die unbewegt schwarze Tiefe. Fahren wir fort, die wir schauernd und schämig, den Königen dieser Erde gleich, es nicht wagen, das Wort: Ich! zu schreiben. — — — Man rechnet einem oft als greuliche Unverschämtheit an, was nur zarteste Scheu vor Überhebung ist.“ (S. 68f.)

So tritt die Unterströmung bisweilen plötzlich klar ins Licht und wird deutlichstes Wort über irgendwelche Erscheinungen wie hier über die Menschenkanaille, die eben nicht versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, die kein Aufnahmeorgan für die Unterströmung hat wie etwa die alte Witwe Horacker, die durch alle Wildheit und allen Zorn hindurch die Güte des Zeichenlehrers durchschimmern sieht: „O liebster Herr, Sie lachen ja doch nur über uns, weil Sie in Ihrer Seele über uns nur weinen, Sie dürfen dreist Ihr ganzes Leben lang Ihren Spaß über mich haben — Sie will ich doch nicht vergessen in meiner Sterbestunde wegen Ihrer Güte.“

Was hinter den Dingen ist, das zeigt die Unterströmung. Darum ist Raabe kein Naturalist, auch kein reiner Realist, sondern ein realistischer Idealist. Er sieht die Wirklichkeit im Lichte der Seele, und so schildert er sie auch, obwohl er ganz genau weiß, wie sie anschauf, wenn das Licht der Seele erloschen ist oder erst gar nicht aufflammt oder gar nicht aufflammen kann. Die Unterströmung — sie ist letzten Endes dieses Licht der Seele, sie ist letzten Endes die Seele, die erkennende und die fühlende, die allumfassende Seele selbst, nackt und bloß in ihrer Einsamkeit, frierend und schauernd in ihrem Alleinsein. Sie klammert sich an die Dinge, aber sie geht doch mehr neben ihnen her, sie ist doch mehr ihre — Unterströmung.

Wer aber seine Seele einmal so entdeckt hat, weiß sie zu schützen, wenn sie nicht zugrunde gehen soll. Der Humor ist es, der den Schutz ausübt und der Humor ist nichts anderes als die Raabe eigentümliche Ausdrucksform der Harmonie.

Darum ist Raabe kein Pessimist und er war nie einer. Trat das Lied vom Erdenleid einmal mehr hervor, so war es eine Entwicklungsstufe auf dem Wege zur Harmonie. „Eine Seele ist geschieden vom Leibe, das schwere, mühselige Erdenleben liegt hinter ihr. Durch das Weltall sucht sie ihren Weg dahin, woher sie stammt. Aber das Weltall ist dunkel. Sie wirbelt durch die ewige Nacht wie ein Blatt im Winde, da plötzlich — fällt ein Schein auf ihren Pfad, ein Glänzen geht blißschnell an ihr vorüber. Verschwunden ist das Leuchten, wie es kam; aber die arme irrende Seele hat wenigstens den Glauben wiedergewonnen, daß es wirklich einen Weg zum Himmel gibt.“

So errang und besaß Wilhelm Raabe immer wieder, täglich von neuem die Harmonie. Sie ist die Mutter seiner Güte, sie ist die Mutter seines Tröstens. Sie ist das alles, das der, der einst dem Nichts gegenüberstand, erreichen mußte, sollte er nicht untergehen. Und sie ist unsers Dichters Größe.

Die Unterströmung oder vielmehr die philosophische Weltanschauung, die die Unterströmung veranlaßte, hat auch stets bei zarten, weichen und scheuen Naturen eine andere Folge: sie erzeugt die Maske. Das Seelenleben steht bei leichter Empfindsamkeit, bei großer Verletzlichkeit unter einem ständigen Drucke. Es würde unter ihm verkümmern, in Leid und Weh vergehen, wenn nicht der Selbsterhaltungstrieb zum Schutzmittel führte. Dies Schutzmittel ist eben so individueller Form wie der ganze Mensch. Hier ist es die selbstgewählte Stille und Zurückgezogenheit, dort die Weltfremdheit. Bei dem einen ist es der über die Stunden der seelischen Not hinwegleitende geistige oder materielle Genuß, bei dem andern ist es eine tiefe Bitterkeit. Immer aber wird es vom ehrlichen Selbstkenner eingeständenermaßen als Hilfsmittel anerkannt werden, als eine Art Maske, die dem „wildem Leben“ gegenüber notwendig und unentbehrlich ist, soll die Seele in ihren geheimsten Regungen nicht zugrunde gehen. Die Seele sich aber ganz zu bewahren ist das Streben all dieser Maskenträger, die darum noch keine Schauspieler sind.

Auch Wilhelm Raabe trug eine Maske. Jeder, der ihm persönlich nahegetreten ist, weiß, wie er sich zu schützen wußte, bald durch anhaltende Schweigsamkeit, bald durch härtebeißiges Benehmen, bald durch Bitterkeit, bald durch Sarkasmus oder harte Ironie. Er ließ nicht leicht einen in sein Inneres schauen. Sondern dort wollte er ein für alle Male allein sein, dort wollte er ungestört sich selbst haben. Dieser seelische Egoismus — so will ich ihn nennen, ohne ein moralisches Urteil damit zu verbinden — erwächst jeder reicheren Natur aus der Erfahrung: in der Jugend sein Inneres der ganzen Welt offenbaren und im Mannesalter erleiden, wie die ganze Welt das Offenbarte verhöhnt und verlacht. Auch Raabe trug diese

Bitternis des Zurückgewiesenseins als Dichter wie als Mensch. Er trennte sich darum von allen Verbindungen, blieb für sich und allein. Wie sehr er immer für sich stand, erfuhren auch seine besten Freunde zuweilen, wenn er nach langer Schweigsamkeit in ein Gespräch, dem er gelauscht hatte, plötzlich eine scharfe Zwischenbemerkung hinein warf: sie beleuchtete blizartig die ganze Persönlichkeit des Dichters, sie ließ für einen winzigen Augenblick in den Schacht seiner Seele sehen, dorthin, wo die Erkenntnis vom Leben und Menschen saß.

In das Leben trug das Einsamkeitsbewußtsein die Tragik; in den Menschenumgang das Wissen von der Kanaille. Aus beiden entstand die Unterströmung in den Dichtungen, entstand die Maske für den Menschen. Damit war natürlich keine Aufgabe des Glaubens an das Gute im Leben und Menschen verknüpft, sondern der Glaube hatte jetzt erst das Fundament gefunden, auf dem er stehen konnte, war nun nicht mehr einseitig. Er war nun verwachsen mit dem Mißtrauen oder vielmehr mit dem kritischen Empfinden: er wurde jeder Lebenserscheinung, jedem Menschen gegenüber wieder neu geboren, von Anfang an veranlaßt, er war ein Kind jenes Kampfes um die Harmonie. Wie dieser aber ständig neu zu führen war, so wurde auch jener ständig neu hervorgerufen.

Aus dieser immer neu durchgeführten Wiedergeburt stammt auch Raabes Unmittelbarkeit. Er mußte stets ein direktes, unbehindertes Verhältnis zu den Dingen, zu den Menschen suchen: er mußte in den Kern eindringen, bis er sah, wie die Dinge für sein Inneres sich verhielten; bis er erkannte, wie die Menschen zum Einsamkeitsbewußtsein, zum Wissen von der Kanaille standen.

Es ist tiefste und restlose Ursprünglichkeit, die sich so offenbart. Sie ist der Wahrheit gleichzusetzen, denn sie erkennt nur das an, was ihr gemäß ist, sie löst den Schein, der um die Dinge und die Menschen schwebt, auf und sieht das All, wie zu sehen es ihr gegeben ist. Diese Ursprünglichkeit ist der Herr jeder Persönlichkeit, so auch der von Wilhelm Raabe, die in ästhetischer Hinsicht noch den Vorzug genießt, daß sie die große Einheit erreicht hat: sie sieht im All, im Religiösen und im Weltlichen, im Dinge und im Menschen, im Bleibenden und Vorüberfließenden nur eines, das wahrhaft ist und immer existiert, nur ein Sichgleichbleibendes, nur ein der Ewigkeit Angehörendes: das innerste Selbst, uns offenbart im Einsamkeitsbewußtsein, die Seele, die Mutter der Unterströmung beim Dichter und der Maske beim Menschen.

Der Sieg

Blicken Sie auf, blicken Sie in sich: in unserm Reich hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen.

Abu Telfan

Zu unsern Bildern und Beiträgen

Die „Raabebewegung“, wenn ich das Eintreten und die Sammlung aller Jünger des Dichters für ihres Meisters Weltanschauung und Werke so nennen darf, hat auch im letzten Jahre wieder gute Fortschritte gemacht, so daß die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“, deren Mittelstelle in Braunschweig ist, mit allen Ortsgruppen und Einzelmitgliedern bald die Zahl von 1000 Teilnehmern erreicht haben dürfte. Die von der Vereinigung herausgegebenen „Mitteilungen“ haben sich auch vortrefflich weiterentwickelt. Noch in anderer Hinsicht ist manches erreicht worden: so werden Raabes Werke nun in einer großen Sammelausgabe erscheinen, allerdings in einer Form, die gewiß nicht die Zustimmung jedes Raabefreundes beanspruchen kann; der Ausbreitung Raabeschen Geistes und Dichtens ist sie vielleicht aber doch dienlich.

Unser neuer Jahrgang des Raabekalenders bedarf keiner großen Anmerkungen. Die Herausgeber sagen ihren Mitarbeitern wieder allen gebührenden Dank und hoffen, daß die Arbeiten den verdienten Widerhall finden mögen. Aus dem Nachlasse des Dichters hat uns die Familie unter Vorantritt von Paul Wasserfall und Mitarbeit von Wilhelm Brandes wieder in liebenswürdigster Weise Unveröffentlichtes zur Verfügung gestellt: so zieren dieses Mal das Kalendarium zwölf Sprüche aus Wilhelm Raabes Tagebüchern, die Wilhelm Brandes auswählte; den Anfang der Kalenderaufsätze bildet eine kleine Schularbeit des Tertianers Raabe. Das Briefmaterial ist so gut wie erschöpft oder sonst noch unzugänglich; wir bieten deshalb nur ein Schreiben des Dichters an den Verleger seiner „Chronik der Sperlingsgasse“, seines „Halb Mär, halb mehr“, seiner „Kinder von Finkencode“, seines „Horacker“ u. a. m. Die Zeichnungen, die wir aus Raabes Feder diesmal vorlegen können, gehören wieder zu den Randskizzen in den Manuskripten; sie vermehren abermals das Material für eine spätere Sammlung von Raabes „malerischen“ Arbeiten.

Wie im Vorjahre versprochen, bringen wir jetzt die noch fehlenden Gedichte zum Abschiede Wilhelm Raabes von Stuttgart nach. Außer Carl Schönhardt brachten noch J. G. Fischer (1816—1897), der noch nicht genug bekannte, feinsinnige Lyriker und in den sechziger Jahren an der Stuttgarter Oberrealschule wirkende Professor; Heinrich Rustige, einer seiner Zeit bekannterer Historienmaler, Friedrich Notter, F. E. Schubert und der auch als Schriftsteller bekannt gewordene Georg Scherer ihre in Verse gefaßten Grüße dar. Ein Gedicht von höchstens 100 Zeilen war jedem gestattet. F. E. Schubert schrieb dazu: „Zwar vermöchte ich nicht in 100 Strophen zu sagen, wie ungern ich Sie Stuttgart verlassen sehe.“

Aus Strafe müssen Sie nun doch ein paar schlechte Verse mitnehmen.“ Der Dichter war in der Württembergischen Residenz außerordentlich beliebt. Das bezeugen zwei Korrespondenzen. Die eine erschien in der „Didaskalia“, dem belletristischen Beiblatt des „Frankfurter Journals“, Dienstag, den 5. Juli 1870 und lautete: „Stuttgart den 3. Juli. Da uns Wilhelm Raabe noch im Laufe dieses Monats verläßt, um nach achttjährigem Aufenthalt in seine Vaterstadt Braunschweig zurückzukehren, so feierten am gestrigen Abend seine Freunde mit ihrer Familie das Fest seines Abschiedes, welches von Dr. G. Scherer und Staatsanwalt C. Schoenhardt ebenso sinnig als heiter im schönen Saale der Silberburg arrangiert war. Die zahlreichen Vorträge teils ernster, teils humoristischer Gedichte, darunter einige von echt poetischem Werte, gaben Zeugnis von der begeisterten Freundschaft für den scheidenden Dichter, sowie von der gehobenen Stimmung der Anwesenden, so daß es in Wahrheit ein schönes Dichterfest zu nennen war, daß gewiß noch lange in den Herzen W. Raabes und seiner liebenswürdigen Gattin Bertha nachklingen wird. Unter den anwesenden Dichtern und Schriftstellern nennen wir: J. G. Fischer, Ferdinand Freiligrath, G. Jäger, Feodor Löwe, Ditto Müller, Dr. Notter, Heinrich Kustige, Professor Reuschke, Professor Schall u. a.“ Der „Schwäbische Merkur“ meldete am 21. Juli 1870 aus „Stuttgart, den 18. Juli“: „Gestern hat Wilhelm Raabe nach achttjährigem Aufenthalt unsere Residenz verlassen, um nach seiner Vaterstadt Braunschweig zurückzukehren. Von der allgemeinen Liebe und Achtung, welche derselbe in hiesiger Stadt genoß, zeugt das schöne Abschiedsfest, das seine Freunde kürzlich dem scheidenden Dichter auf der Silberburg veranstalteten. Unsere Literatur verdankt diesem Stuttgarter Aufenthalt eine Reihe ausgezeichnetere Dichtungen, die sich zum Teil längst Ehrenbürgerrechte in allen gebildeten Kreisen erworben haben, darunter: Der Hungerpaster, Abu Telfan, der Schütterump, Hollunderblüte usw. —“



Das Bildnis des Dichters von dem Braunschweiger Maler Gustav Lehmann, der jetzt in München lebt, danken wir — ebenso wie die Photographie aus dem Jahre 1865 — der Güte des einstigen Herausgebers von „Westermanns Monatsheften“, Dr. Adolf Glaser, der 84jährig in Freiburg i. Br. und in Rom lebt. Wir baten ihn, uns seine Erinnerungen an den Dichter mitzuteilen.

Die Photographie von Raabes Grabe wird wohl denen, die nicht nach Braunschweig kommen, besonders angenehm sein.

Das Bild des geplanten Hildesheimer Raabebrunnens stellte uns Prof. Dr. Heinrich Goebel zur Verfügung. Schon seit längerer Zeit besteht in Hildesheim ein Ausschuß, der sich zum Ziel gesetzt hat, den großen niedersächsischen Humoristen durch ein echt volkstümliches Brunnendenkmal zu ehren und populär zu machen.

Durch große Veranstaltungen, Raabeabende, Raabespiele ist es gelungen, alle Kreise der Stadt für den Plan und das von Prof. Ernst Müller entworfene Brunnenmodell zu gewinnen. Auch ist ein beträchtlicher Fond gesammelt worden, der die Aufstellung des Brunnens in der letzten Zeit gewährleistet. Das Brunnenmodell Müllers ist schlicht und einfach in den großen Linien, aber reich an intimer Kleinplastik und architektonischer Gliederung. Ein Eichbaum, dessen Krone des Dichters Reliefbild trägt, umrankt von einem Rosenornament, erhebt sich über einer lauschigen Bank, zu deren Seiten zwei Brunnlein sprudeln. Über dem Bilde stehn drei Raben, ebenso humorvoll aufgefaßt wie die wasserspeienden Frösche in den Seitenteilen.

Alle Beiträge sind bisher unveröffentlicht, mit Ausnahme der drei Gedichte von Kurt Arnold Findeisen.

Hanns Martin Elster.



In der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind folgende
Werke Wilhelm Raabe's erschienen:

Die Chronik der Sperlingsgasse

Neue Ausgabe. Mit Illustrationen von E. Boscch und einem
Bildnis des Dichters. 82. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Horacker

Mit Illustrationen von P. Grot Johann. 18. Auflage. 8°. Ge-
heftet 3 M., gebunden 4 M.

Unruhige Gäste

Ein Roman aus dem Säkulum. 7. Auflage. 8°. Geheftet 3 M.,
gebunden 4 M.

Halb Mär, halb mehr

Erzählungen, Skizzen und Reime. 2. Auflage. Neue, vollständige
Ausgabe. 193 Seiten. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M. Inhalt: Ein-
gang — Der Weg zum Lachen — Der Student von Witten-
berg — Weihnachtsgeister — Lorenz Scheibenhart — Einer aus der
Menge — Buch zu! — Wunsch und Vorsatz.

Halb Mär, halb mehr

Zwei Erzählungen. (Lorenz Scheibenhart — Der Student von Witten-
berg.) Jubiläums-Ausgabe. Mit Illustrationen von Carl Köh-
ling. 12. Tausend. 12°. Kartoniert 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Im alten Eisen

Eine Erzählung. 6. Auflage. 8°. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Die Kinder von Finkenrode

8. Auflage. 8°. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Nach dem großen Kriege

Eine Erzählung in 12 Briefen. 4. Auflage. 8°. Geheftet 3 M.,
gebunden 3.50 M.

Wilhelm Raabe-Kalender auf das Jahr 1912

Illustriert. Kart. 1.80 M.

Wilhelm Raabe-Kalender auf das Jahr 1913

Illustriert. Kart. 2.40 M.

Neue Erscheinungen der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin
im Jahre 1913:

Romane und Novellen

Heinrich Federer, Jungfer Therese

Eine Erzählung. Geheftet 3.50 M., gebunden 4.50 M.

Joseph von Lauff, Die Brinkschulte

Roman. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Erich Scheurmann, Abseits

Sechs Erzählungen. Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Heinrich Wolfgang Seidel, Der Vogel Solidan

Neue Erzählungen. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Gedichte

Georg Busse-Palma, Balladen, Schwänke und neue

Gedichte. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Die Lieder des Horaz. Lateinisch und deutsch

In Auswahl von Hans Draheim. Pappband 4 M.

Michelangelo, Gedichte

In deutscher Übertragung von Henry Thode. Geheftet 6 M., gebunden 7.50 M.

Illustrierte Ausgaben

Gustav Freussen, Jörn Uhl

Mit 100 Holzschnitten nach Zeichnungen von Prof. Bernhard Winter.
Gr.-Dktav. Geb. 20 M. Vorzugsausg. auf Vütten, in Leder geb. 60 M.

Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus

Herausgegeben von Hanns Martin Elster. Mit Zeichnungen von
Josef Sattler. Groß-Dktav. Gebunden 8 M.

Kalender und Almanach

Wilhelm Raabe-Kalender auf das Jahr 1914

Herausgeg. v. Otto Elster u. Hanns Martin Elster. Illustr. Kart. 1.80 M.

Weihnachtsalmanach 1913. Mit Beiträgen von H. Federer,

K. Kächler, J. Lauff, E. v. Wildenbruch u. a. Kostenlos und portofrei.

Neue Erscheinungen der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin
im Jahre 1913:

Literaturgeschichte

Berthold Lizmann, Ernst von Wildenbruch

Leben und Werke. Band I. Geheftet ca. 8 M., gebunden ca. 10 M.
(Band II erscheint 1914).

Ernst von Wildenbruch, Gesammelte Werke

Herausgegeben von Berthold Lizmann. 17 Bände. Bis jetzt erschienen

1. Reihe: Romane und Novellen (6 Bände) Band I, II, III, VI.

2. Reihe: Dramen (9 Bände) Band VII, VIII, IX.

Subskriptionspreis: Geheftet à 4 M., in Leinwand gebunden
à 5 M., in Halbfranz gebunden à 6.50 M.

Bonner Forschungen. Herausgeg. v. Berthold Lizmann

Neue Folge Band V: Hermann Davidts, Die novellistische Kunst
Heinrichs von Kleist. Groß-Oktav. Geheftet 4 M.

Neue Folge Band VI: Leo Laufhus, Über Technik und Stil der
Romane und Novellen Zimmermanns. Gr.-Oktav. Geheftet 4 M.

Geschichte

Georg Horn, Das Buch von der Königin Luise

Jubiläums-Ausgabe. Quart. Gebunden 10 M.

Kunstgeschichte

Raphaels Zeichnungen

In Faksimile-Reproduktionen. Großfolio-Format. Mit beschreiben-
dem Text herausgegeben von Oskar Fischel. 12 Abteilungen zum
Subskriptionspreis von je 100 M. I. Abt.

Carlo Ridolfi, Le Maraviglie dell'Arte

Herausgegeben mit Kommentar von Deslev Frh. v. Hadeln.

Henry Thode, Michelangelo. Kritische Untersuchungen
über seine Werke. Band III.

(Als Anhang zu dem Hauptwerk „Michelangelo und das Ende der
Renaissance“, dessen 6. Band.) Lexikon-Oktav. Geheftet 8 M.,
gebunden 10 M.

PT
2451
Z5A58
1914

Wilhelm Raabe-Kalender
1914

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Bedruckt bei Doeschel & Trepte, Leipzig